

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Das Landhaus am Rhein**

Roman

**Auerbach, Berthold**

**Stuttgart, 1869**

Zwölftes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241670](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241670)

## Zwölftes Buch.

### Erstes Capitel.

Auf der Fahrt nach der Residenz staunten Sonnenkamp und Branden über die Redseligkeit und geistige Gewecktheit Nolands; er allein war frei im Worte, denn Sonnenkamp und Branden konnten eine gewisse Bangigkeit nicht überwinden. Sie thaten zutraulich und offen gegen einander und doch fragte Sonnenkamp sich immer: Weißt Du? Und Branden dagegen: Weißt Du, daß ich weiß? Aber sie sprachen es nicht aus. Wie sollten sie auch? Branden wollte, wenn es zu Tage kommt, als der Unschuldige, Getäuschte erscheinen; er war der Betrogene, er und die ganze Welt, der Fürst vor Allen; der Fürst hatte ihn ja geadelt — wie sollte da Branden dem Manne nicht vertrauen?

Sonnenkamp dagegen war unschlüssig und deshalb erleichtert, daß Branden Alles bestimmte; er handelte nicht mehr mit Willen; was geschieht, soll und muß nun sein.

Er schaute oft zum Wagenschlag hinaus und seine Hand zuckte, als müßte er plötzlich den Griff erfassen, hinauspringen und entfliehen. Welch ein kühnes Spiel

versucht er! Er zürnte auf sich, daß er auf der Schwelle der letzten Entscheidung ein Bangen über sich kommen ließ. Er konnte nicht umhin, Branden zu erklären, er fühle sich sehr bewegt; Branden fand dies ganz in der Ordnung, denn die Adelserhebung ist keine geringe Sache. Und jetzt im Besprechen fand Sonnenkamp den Grund seiner Zaghaftigkeit. Diese immervährend Geist destillirende Familie, Mutter, Tante und Sohn, hatte ein weichliches Element in seine Umgebung gebracht; es ist gut, daß man sie los wird, natürlich in höflicher Weise, aber fort müssen sie, abgethane Werkzeuge, abgelohnte Arbeiter.

In der Empfindung, etwas wegzustosen, fand er sich selbst wieder. Er hat nicht bloß etwas mit sich geschehen zu lassen, er ist selbst wirkend; er läßt die Puppen tanzen, denn Puppen sind alle Menschen für den, der sie zu regieren weiß. Lächelnd sah er auf Branden, auch dieser war jetzt seine Puppe. Unhörbar pfliff er vor sich hin.

Es war spät am Abend, als man in der Residenz ankam. Roland ging bald zur Ruhe, auch Branden verabschiedete sich, da er noch einen nöthigen Besuch machen müsse.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie Bräutigam sind,“ rief ihm Sonnenkamp lachend nach.

Zum ersten Mal in seinem Leben that Branden ein solcher Scherz weh, er that ihm weh, weil er vom Vater Manna's kam und weil Branden in der That einen sehr ernsten, sittlich ergreifenden Gang zu machen hatte, denn er ging nach dem Hause des Domdechanten.

Das Haus lag im Garten hinter dem Dom, verborgen vor aller Welt, in einer Stille, die nichts ahnen ließ vom lärmenden Getriebe der Residenz.

Prancken klingelte, ein Diener öffnete und Prancken war erstaunt, sofort bei seinem Namen genannt zu werden. Der Diener war ein Soldat, den er kurze Zeit als Bursche gehabt. Er erhielt den Auftrag, am nächsten Morgen im Hotel Victoria Prancken persönlich die Meldung zu bringen, ob der Domdechant ihn um elf Uhr ganz allein empfangen könne.

Prancken kehrte um und lächelte, da er, der Mahnung seines Schwiegervaters gedenkend, vor einem Hause still stand. Er kannte es wol, das zierliche, verschwiegene Haus, das er einst selbst möblirt hatte; die Treppe teppichbelegt, das Geländer mit Sammet gepolstert und Alles so warm und droben die Klingel nur ein einziger Ton, das kühle Vorzimmer voll grüner Pflanzen, der Salon so wohlrig, die Tapeten und die Möbel von gleichem Seidenstoff, grüner Grund, gelbe Guirlande — Prancken liebte die Landesfarben auch hier. In der Ecke steht ein alabastrerner Engel, der hält täglich einen frischen Blumenstrauß in der Hand, manchmal muß der Engel aber auch einen zierlichen Frauenhut tragen, manchmal auch einen Männerhut. Und dann die Portièren . . . was lacht dahinter? Nein, er geht vorüber.

An einem Laden mit großen Scheiben stand er . . . er hatte immer, wenn er nach jenem behaglichen Häuschen ging, einen Scherz, eine überraschende Nippfigur mitgebracht . . . es sind viel neue Dinge da, er tritt ein, er kauft das Neueste.

Der junge Verkäufer sieht ihn scharf an, Branden nickt und sagt:

„Sie können mir Alles zeigen.“

Nun werden ihm Geheimnisse gezeigt, er nimmt nichts mit, er sagt, das wolle er ein andermal kaufen, er geht mit der Rippfigur davon.

Es ist nur zum Scherz, nur ein Abschiednehmen! Er will nur Erkundigungen bei der kleinen Nelly einziehen, was man von ihm spricht; es ärgert ihn, daß er sich noch darum kümmert, aber es reizt ihn doch, es zu erfahren.

Er weiß nicht, daß er gellingelt hat, er geht die Treppe hinan, er sucht nach dem Schlüssel in seiner Tasche und hat ganz vergessen, daß er ihn nicht mehr hat.

Es wird geöffnet, das Kammermädchen sieht ihn verwundert an. Man ist nicht zu Hause. Eine Ampel von blasrothem Krystallglas brennt im Erkerzimmer, die kleine Mabafterfigur lächelt; Branden läßt eine Lampe bringen, er will warten. Er sieht sich in den Gemächern um, er kennt die Stühle, die Causeusen, Alles ist noch wie er es hergestellt.

In den Zimmern herrscht ein ihm fremder Parfüm, er muß jetzt Mode sein . . . man verbauert doch ganz auf dem Lande!

Es schlägt vom Dom, das Theater muß bald zu Ende sein. Auf dem Tisch liegen Photographie-Albums, Branden mustert sie, er sucht nach seinem Bilde, es ist nicht mehr da, aber Andere, die er nicht kennt.

Auch ein Buch liegt auf dem Tisch, eine Blumenlese aus deutschen Dichtern „von Frauenhand für Frauen“

ausgewählt. Branden liest darin. Sind doch seltsame Menschen, die Poeten! Er stand am Kamin, darin glühende Kohlen schimmerten, aber es war kein Kamin und es waren keine Kohlen, denn sie verbrannten nicht und lagen immer so geschichtet; Kamin und Kohlen waren nur zierlicher Zimmerschmuck.

Es schlägt wieder auf dem Donthurm; man kommt noch immer nicht. Branden nimmt endlich seine Karte und legt sie auf den Blumenstrauß, den die Mabafterfigur hält; er geht davon. Es ist besser so, Du bist brav, Du wolltest es sein . . . gewiß.

Er lachte über seine Tugend.

Paß! Man sollte auch einmal wieder übermüthig scherzen und lachen, dieses ewig Moralische fängt an langweilig zu werden. Aber Manna . . .

Branden fühlte einen Stich durchs Herz, als hätte er jetzt eben Manna verwundet.

Er schüttelte den Kopf über die Zimperlichkeit, in die er verfallen war. Und doch wurde er die Empfindung nicht los, daß in dieser Stunde etwas mit Manna vorgeht; er weiß nicht was, aber er meint es zu spüren.

Er ging rasch weiter.

Im Militär-Casino war Alles noch hell erleuchtet; Branden ging vorüber. Er kehrte in den Gasthof zurück. Mit Selbstzufriedenheit begab er sich zur Ruhe, ohne bei Sonnenkamp vorgespochen zu haben. Er wollte noch eine Weile in dem kleinen Büchlein lesen, das durch den darin liegenden Zweig ganz von Tannenduft erfüllt war; der Zweig war kahl, aber die abgefallenen Nadeln waren wie ein Heiligthum aufbewahrt

worden. Er vermochte nicht, die Zeilen dieses Buches zu ertragen; er hatte heute eine Scheu davor . . .

Während Branden in der Stadt umher gegangen war, wurde es Sonnenkamp zuwider, allein zu sein. Er wollte fremde Menschen sehen, belebte, die ihm etwas Neues brächten. Er schickte nach dem Cabinetsrath. Glücklicherweise begegnete ihm der Bote bereits auf der Treppe.

Sonnenkamp saß wohlgemuth bei dem Manne, den er fragte, was es zu bedeuten habe, daß der Fürst ihm nicht sein Diplom schicke, sondern persönlich übergeben wolle.

Mit einer Doppelzüngigkeit, in der er seinen gnädigen Herrn lobte, ja bewunderte und dabei ironisch charakterisirte, erklärte der Cabinetsrath, daß Niemand die Maßnahmen eines Regenten vollständig beurtheilen könne, der schließlich allein regieren wolle, vor Allem in dem, was ihm noch ohne Dreinreden der Landstände verblieben war: in Ordens- und Adelsertheilungen. Mit Bewunderung hörte Sonnenkamp, wie der Fürst Alles mit „Mein“ bezeichne: meine Fabrikanten, meine Univerſität, meine Freimaurerloge, meine Landwirthe, meine Landstände. — Der Cabinetsrath erklärte weiter: Der Fürst wolle das Gute, lebe aber in beständiger Angst vor den Demokraten, Communisten und Liberalen — alle diese Begriffe zerfließen ihm in Eins — er halte Jeden, der nicht mit der Regierung stimmt, für eine wandelnde Barricade, auf der es in der nächsten Stunde losgehen kann. Er möchte gern, daß es allen Menschen gut gehe, und habe sich dafür einen

schönen Saß angewöhnt, den ihm einmal ein Kammerherr zugeritten hat. Zwei Liebhabereien habe er, das Theater und den Wohlstand der Residenz. Er will, daß viel reiche Leute nach der Residenz ziehen, damit recht viel Verdienst sei. Er hat dafür ein Großes gethan, die strengen Gesetze des Ceremoniells modificirt; Fremde, die ihrem Stande nach nicht hoffähig sind, haben, wenn sie großen Aufwand in der Stadt machen und durch ihren Gesandten vorgestellt sind, Zutritt bei Hofe. Der Fürst thue das aus reiner Gutmüthigkeit für den Wohlstand seiner Leute, denn „meine Leute“ nenne er alle Residenzbewohner, die unbeugbaren Demokraten mit einbegriffen, sie haben zwar Unarten, aber es sind doch „meine Leute.“

Der Fürst hatte ein gesteigertes Interesse für Sonnenkamp, da man ihm sagte, daß dieser einen großen Palast für seinen Winteraufenthalt in der Residenz bauen wolle, den er so lege, daß er eine Zierde des Schloßparks sein wird, da die Fronte nach einer bis jetzt ins Nede führenden Allee sich stellen soll. Der Fürst freute sich, daß dadurch wieder viel Verdienst unter seine Leute kommen sollte.

Eine entschiedene Wendung, erzählte der Cabinetsrath, habe die Sache Sonnenkamps dadurch genommen, daß Graf Wolfsgarten in seinem Gutachten ausgesprochen: abgesehen von der Zweckmäßigkeit, neuen Adel zu schaffen, erscheine es ihm zweifelhaft, ob die einzelnen deutschen Souveräne noch in so ausgedehnter Weise das Recht dazu hätten. Der Fürst sei außer sich gewesen über diese Bemerkung des alten Diplomaten,

den er immer für einen heimlichen Demokraten gehalten, und theilweise Clodwig zum Trost sei die Sache Sonnenkamps rasch entschieden worden; denn der Fürst sei sonst sehr sparsam und zögernd in der Adels-ertheilung.

Das Alles vernahm Sonnenkamp mit Behagen und der Cabinetsrath schärfte ihm ausdrücklich ein, daß der Fürst sehr bescheiden sei und nicht blos bescheiden spreche; er sage gern, er sei kein bevorzugter Geist, und da sei es schwer, das Rechte zu finden. Der Fürst fühle sich beleidigt, wenn man ihm widerspreche und ihn erhebe, und doch dürfe man ihm wieder in dieser Bescheidenheit nicht beistimmen. Er empfahl Sonnenkamp, möglichst wenig zu sprechen; er könne die Ergriessenheit, die er in der That habe, noch ein wenig übertreiben; Zaghaftigkeit werde von dem gnädigen Herrn sehr wohl bemerkt und er freue sich im Stillen, daß er imponire.

Sonnenkamp war wieder ganz ruhig. Als der Cabinetsrath wegging, klingelte er und ließ sich die Zeitung bringen. Er las sie ganz durch, selbst die Anzeigen; das sollte ihn auf andere Gedanken lenken. Wiederholt las er die am Kopfe der Zeitung stehenden amtlichen Nachrichten, Amtsernennungen, Militärbeförderungen, Gnaden-ertheilungen; das tröpfelte so das ganze Jahr fort, wenn die große Ordensvertheilung vorüber war. Er dachte sich schon, wie morgen an dieser Stelle steht: Se. Hoheit haben in Gnaden geruht, den Herrn James Heinrich Sonnenkamp und seine Familie unter dem Namen Freiherr von Lichtenburg in den erblichen Freiherrnstand zu erheben.

Stolz und aufrecht ging er lange in seinem Zimmer auf und ab. Unversehens aber wurde er wieder zaghaft, er wußte, er begab sich auf ein Gebiet, wo er sich nicht sicher fühlte. Hier hilft weder Geldmacht noch Gewalt.

Es fiel ihm ein, daß der Cabinetsrath erzählt, der Fürst liebe gewisse Ceremonien und er werde mit entblößter Hand schwören müssen. Er betrachtete seine Hand. Wie, wenn der Fürst nach dem Ring am Daumen fragt?

„Hoheit, da ist der Biß eines Affen . . . nein, besser . . . das ist ein Rheumatismusring, den trage ich seit meinem dreißigsten Jahre,“ sagte Sonnenkamp laut, als ob er vor dem Fürsten stehe.

Aber wieder fragte er sich, warum er sich denn der Frage aussetzen solle. Es muß doch möglich sein, den Ring abzulösen, die Wunde kann nicht mehr sichtbar sein. Während ihm die Wangen glühten, hielt er die Hand im Wasser, aber der Ring ging nicht ab. Er klingelte und befahl Luz, daß man ihm Eis hole. Er hielt die Hand auf das Eis, der Ring löste sich endlich vom Daumen; er ging schwer über den Knöchel, aber es gelang. Sonnenkamp betrachtete die bisher unter dem Ring verborgene Narbe. Sieht man noch, daß es eine Bißwunde war?

Er war grimmig auf sich selbst, daß er sich heute diese Erinnerung erweckte. Wozu soll das?

Er klingelte abermals, er wollte Luz fragen, für was er die Stelle an seinem Daumen ansehe. Als aber Luz da war, unterließ er es, denn das konnte

Aufmerksamkeit erregen; er gab ihm einen Auftrag für den andern Morgen und begab sich endlich zur Ruhe. Er fand sie lange nicht, denn immer war es ihm, als ob rings um den entblößten Finger sich ein kalter Luftstrom bewegte. Wenn er die Faust ballte, war es vorüber, und so schlief er endlich mit geballter Faust ein.

### Zweites Capitel.

Die Sperlinge auf dem Dach zwitscherten durch einander, die Droschkenkutscher vor dem Hotel Victoria plauderten, als am Morgen das schöne Gespann Sonnenkamps mit dem zweifäßigen Glaswagen vor der Säulenhalle des Gasthofes hielt.

Der kleine verwachsene Kutscher, der das große Wort führte, hatte eben die vorderste Stelle, ihm gehörte natürlich das Wort. Er berichtete, daß heute Sonnenkamp zum Grafen ernannt werde, er könnte Prinz sein, denn er habe mehr Geld als ein Prinz. Unglücklicherweise wurde die vorderste Droschke von einem Fremden genommen und der kleine verwachsene Kutscher bedauerte sehr, nicht dabei sein zu können, wenn Herr Sonnenkamp heraus kommt. Er empfahl den Anderen, dem Grafen ein Hoch auszubringen, wenn er in den Wagen steigt.

Es dauerte aber lange, bis Herr Sonnenkamp vom Gasthose herunterkam, denn droben ging er im großen Saale auf und ab, schwarz gekleidet, mit weißer Hals-

binde, den Orden auf der Brust. Neben ihm ging der Cabinetsrath und sagte, er verstehe wohl, daß Herr Sonnenkamp sehr aufgereggt sei, um so ruhiger werde er am Mittag sein. Sonnenkamp biß auf die Lippen und wechselte die Farbe.

„Sie sind doch wohl?“ fragte der Cabinetsrath.

Sonnenkamp bejahte; er konnte nicht sagen, daß ihn der entblößte Daumen schmerze. Wenn er die Hand nicht sah, hatte er immer das Gefühl, als ob der Daumen zu einem Ungeheuer aufschwelle und Pulsschläge waren darin, wie glühende Hämmer.

Er betrachtete seine Hand und erkannte zu seiner Beruhigung, daß er sich täusche.

Luß kam. Sonnenkamp nahm ihn bei Seite und Luß berichtete, Herr Professor Crutius bedaure sehr, Herrn Sonnenkamp nicht besuchen zu können, er müsse das Abendblatt redigiren.

„Hast Du das Morgenblatt gebracht?“

„Nein, es wird erst um elf Uhr ausgegeben.“

„Warum hast Du nicht gewartet, es ist ja gleich Elf?“

„Ich dachte, der Herr könnten noch etwas wünschen vor der Auffahrt ins Schloß.“

„Gut, gib mir meinen Ueberzieher.“

Joseph stand mit demselben schon bereit; Sonnenkamp verabschiedete sich bei Roland und Branden, sie erinnernd, genau um zwölf Uhr wieder im Gasthof zu sein.

Zum letzten Mal stieg der Bürger Sonnenkamp die Treppe hinab, um sie als Baron wieder hinaufzusteigen. Der Cabinetsrath ging neben ihm.

Als er am Wagen anlangte, wollten die Droschkenkutscher, wie ihnen eingeschärft war, ein Hoch ausbringen, aber sie konnten es nicht ausführen, es fehlte der Knirps, der den Ton angab; sie starrten nur in einer Gruppe nach Sonnenkamp und zogen den Hut ab.

Sonnenkamp dankte höflich.

Der Cabinetsrath bedauerte, nicht mitfahren zu können; er befahl nur dem Kutscher, vor dem großen Schloßportal zu halten.

Branden ließ Roland allein, da diesen der Fähnrich, wenn er vom Exercierplatz zurückgekehrt sei, abzuholen versprochen hatte. Mit ungewöhnlich stillem Ton und bescheidener Miene sagte Branden Lebewohl, auf gutes Wiedersehen zu Tische, denn Sonnenkamp hatte ein kleines gewähltes Mittagsmahl zu vier Bedecken, für sich, seinen Sohn und Schwiegersohn und für den Cabinetsrath bestellt.

Fort fuhr Sonnenkamp durch die Straßen der Stadt; die Fußgänger standen still; manche, die ihn kannten, grüßten, aber auch manche, die ihn nicht kannten, denn in einem solchen Wagen konnte ein fremder Fürst sitzen, dem man sich ehrerbietig zu erweisen hatte.

Die Pferde trabten so lustig, als wüßten sie, zu welcher Ehre sie ihren Herrn führen; Sonnenkamp legte sich in Wagen zurück und spielte mit dem Ordenskreuz auf seiner Brust. Dies Zeichen gab ihm Ruhe. Warum fürchtete er sich denn bei der zweiten Stufe, da er bei der ersten sich nicht gefürchtet hatte und sich keinerlei Gefahr zeigte?

Der Wagen fuhr an einem großen vielstnigen

Hause vorüber; Sonnenkamp kannte es. Es war die Redaction und Druckerei des Professor Crutius. Vor dem Hause standen Gruppen, Einzelne lasen ein Blatt; sie schauten auf, da der schöne Wagen vorüberfuhr. Sonnenkamp hätte gern angehalten, um sich ein Blatt mitzunehmen, er hatte schon die Schnur in der Hand, womit er das Zeichen zum Anhalten geben wollte, aber er ließ sie wieder los.

Warum das? Warum will er denn gerade heute diese Zeitung? Ach, am besten ist es doch in der einsamen Wildniß, wo man keine Menschen sieht und wo es keine Zeitung gibt. Das dachte Sonnenkamp vor sich hin, während er durch die belebte Residenz nach dem Schlosse des Fürsten fuhr.

Ein Ruck erschütterte plötzlich Sonnenkamp; der Wagen hielt an. Um die Ecke kam ein Bataillon Soldaten mit klingendem Spiel. Der Wagen mußte warten, bis die Soldaten vorübergezogen, und es kostete Mühe, die Pferde bei dem Geräusch im Zügel zu halten.

Jetzt war es vorüber; Sonnenkamp sah nach seiner Uhr, es wäre peinlich, wenn er gleich bei der ersten Auffahrt die gemessene Minute versäumt und sich bei dem Fürsten zu entschuldigen hätte. Bist Du denn so gefangen? Bist Du ein von der Minute bedrängter Diener?

Er hatte Lust, dem Kutscher zuzurufen, er solle umkehren.

Er schalt sich, daß er sich ohne Noth so gewaltsam aufrege. Er ließ die Wagenfenster herab, that den Hut

vom Kopf und freute sich, daß die frische Luft ihn kühlend beruhigte.

Mit Stolz parirte Bertram das Gefährt vor dem großen Portal. Die beiden Wachen standen still und warteten, ob sie Gewehr in Arm oder präsentiren sollten. Der Wagenschlag wurde aufgerissen, die Wachen blieben ruhig, da nur ein Mann in schwarzem Kleide mit einem einzigen Orden ausstieg.

Joseph geleitete Sonnenkamp in die große, reich mit Stuccatur versehene Vorhalle. Am Aufgang der Treppe standen zwei schön gemeißelte marmorne Wölfe; sie schauten Sonnenkamp fast freundlich an. Er winkte Joseph, er möge den hier wartenden Hoflakaien Angemessenes geben; er hatte ihn zu diesem Zweck mit einer ungezählten Hand voll Gold versehen; er konnte Joseph vertrauen.

Der Portier in der großen Uniform mit dem breiten Hut und dem goldknaufigen Stock fragte, wen er melden solle.

Sonnenkamp und Joseph sahen einander verlegen an. Joseph war zurückhaltend genug, dem Herrn das Wort zu überlassen, und Sonnenkamp wußte nicht, sollte er sagen Baron von Lichtenburg oder Herr Sonnenkamp.

Paß! Warum diesem Lakaien den alten Namen nennen? Dieser Name dünkte ihm so widerwärtig, so abgetragen wie ein ausgetretener Schuh; man begreift nicht, daß man ihn so lange getragen und sich nicht vor aller Welt geschämt hat. Endlich erwiderte Sonnenkamp mit sichtbarer Herablassung:

„Ich bin zu Seiner Hoheit befohlen.“

Es that ihm leid, daß er vor Joseph das Wort „befohlen“ sagen mußte — er, Sonnenkamp, ist befohlen! — aber er wollte dem Lakaien zeigen, daß er die höfische Redensart kenne.

Der Lakai drückte auf eine telegraphische Klingel; auf der Freitreppe erschien ein schwarzgekleideter Kammerdiener und sagte, der Herr Baron werde schon zwei Minuten erwartet, es sei größte Eile nöthig. Es klang fast, wie wenn ein strafender Bote vom Himmel herunter ein Verschümmiß und Vergehen verkündete.

Mit zitternden Knien stolperte Sonnenkamp die teppichbelegte Treppe hinauf; er mußte noch unterwegs die Handschuhe anziehen, dabei aber sagte er sich immer im Stillen:

„Halte Dich doch ruhig!“

Oben auf der Treppe erschien ein zweiter weißhaariger Kammerdiener in kurzen schwarzen Beinkleidern und schwarzen hohen Samaschen und sagte:

„Gehen Sie nur ganz ruhig, Herr Sonnenkamp. Se. Hoheit sind noch nicht zurück vom Exercierplatz.“

Sonnenkamp hätte den ersten Kammerdiener gern zu Boden geschlagen, weil er ihn so in Angst versetzt hatte.

Der weißhaarige Kammerdiener unterhielt sich zutraulich mit Sonnenkamp und erzählte, er sei mit Prinz Leonhard in Amerika gewesen; es sei ein häßliches Land, ohne Orden und Anstand; er habe Gott gedankt, wie er wieder daheim gewesen.

Sonnenkamp wußte nicht, wie er sich gegen diese Zutraulichkeit verhalten sollte; das Beste war, er ließ

sich dieselbe stillschweigend gefallen. Mit beistimmender Herablassung hörte er zu und dachte bei sich: welch ein seltsames Gethue das hier im Schlosse ist. Da ist's ja, als ob die Menschen gar nicht mehr auf den Füßen gehen; Alles so geheimnißvoll, als käme jeden Augenblick etwas, was mit dem Leben der andern Menschen nichts gemein hat.

Der weißhaarige Kammerdiener sagte Sonnenkamp, er möge sich einstweilen setzen.

Sonnenkamp that es, zog den Handschuh an der rechten Hand aus; er wollte es ohne Hinderniß thun können, wenn er die Hand zum Schwure entblößen muß, und nun schenkte er dem weißhaarigen Kammerdiener auch einige Goldstücke.

Der erfahrene Kammerdiener zog sich verbeugend zurück; er kannte das Kanonensieber derer, die nicht an den Hof gewöhnt sind; er wollte dem Manne Ruhe geben.

Sonnenkamp saß still, wieder klopfen wilde Pulse in seinem Daumen; er hat um ein Glas Wasser.

Der Weißhaarige rief einen Andern an, dieser einen Dritten, und der Ruf um ein Glas Wasser ging weit hin.

Auf einer altväterischen Uhr, die auf dem Kaminsims stand, schlug es ein Viertel.

Sonnenkamp verglich seine Uhr mit der hier, die feinige ging beispiellos nach; er nahm sich vor, künftig seine Uhr nach der im Schlosse zu richten.

Er war allein und ahnte nicht, daß hinter einer Glastür durch die glatten Einfassungen des mattgeschliffenen Glases zwei Augen auf ihn gerichtet waren, und diese Augen rollten wild hin und her.

Eben als das Glas Wasser kam, wurde gemeldet, daß Herr Sonnenkamp eintreten solle; er konnte seine Lippen kaum noch benehgen. Er trat in den großen Saal. Er hatte nicht Zeit, sich zu besinnen, denn rasch, unhörbar auf den dicken Teppichen, trat durch den Thürvorhang der Fürst ein. Er war in großer Uniform, mit einem breiten Bande über der rechten Schulter und der Brust. Er hielt sich stramm aufrecht, nickte nur leicht mit dem Kopfe und hieß Sonnenkamp willkommen, sich entschuldigend, daß er ihn habe warten lassen.

Sonnenkamp verbeugte sich tief, ohne ein Wort hervorzubringen.

### Drittes Capitel.

„Haben Sie Ihren Sohn bei sich?“

„Ja, Hoheit.“

„Ist er noch entschlossen, ins Militär einzutreten?“

„Mit Begierde.“

„Ich freue mich des schönen Jünglings und werde dafür sorgen, daß die Damen ihn nicht verderben; sie wollen Cherubim mit ihm spielen. Hat er sich bereits gemeldet?“

„Noch nicht, Hoheit. Ich wollte ihn erst mit dem Namen melden, den Ew. Hoheit mir gnädig verleiht.“

„Ganz recht,“ erwiderte der Fürst. Auf seinem Schreibtische waren zwei telegraphische Knöpfe angebracht,

ein weißer und ein schwarzer; er drückte auf den weißen; der alte Kammerdiener trat ein. Der Fürst sagte:

„Ich wünsche, daß Niemand im Vorzimmer sei.“

Der Diener entfernte sich. Sonnenkamp sah fragend drein und der Fürst sagte:

„Ihre Standeserhöhung wurde mir schwer gemacht. Sie haben viele Feinde.“

Die Augen Sonnenkamps zuckten, als ob man ihm mit einem Dolche vor den Augen spiele.

„Sie sind ein Mann von Edelsinn,“ begann der Fürst aufs Neue; „Sie haben sich selbst Ihr Leben geschaffen. Ich würdige das. Solche Männer verdienen die höchsten Ehren. Ich freue mich, daß ich sie Ihnen verleihen kann.“

Der Fürst wiederholte noch einmal all das Schöne und Gute, das Sonnenkamp gethan. Bescheiden niederblickend hörte dieser zu; er fand es nur peinlich, das gerade in der jetzigen Lage zu hören; der Fürst konnte es ihm ja später bei einer schicklichen Gelegenheit sagen. Sonnenkamp war der Ansicht, daß auch der Hof diese Adelsgeschichten nur für einen nothwendigen Humbug hielte; er war erstaunt, den Fürsten unter vier Augen so feierlich und ernst zu finden. Oder gehört das mit zum Humbug?

Der Fürst aber ordnete Alles gern gehörig als Mann der Pflicht; er hielt es offenbar für angemessen, die Beweggründe darzulegen, um den Mann zu immer Schönerem zu ermahnen. Er erschien sich in diesem Momente als ein Priester, der im abgeschiedenen Heiligtume des Tempels einem Novizen die Weihe ertheilt;

er war selber sehr bewegt. Der erste Kammerdiener hatte nicht Unrecht gehabt, der Fürst war schon vor der angefügten Zeit ins Schloß zurückgekehrt, aber er hatte sich still auf diese Weißebehandlung vorbereitet.

Von der Adelserhebung des Herrn von Endlich her hatte der Fürst eine ständige Redeweise, er sagte oftmals wie ein auswendig Gelerntes: „Ja, ja, es ist ein schönes Gesetz, das Monumentale verträgt den Scherz nicht. Man soll einen Witz, eine Laune nicht in Stein und Erz meißeln, das wird mit der Zeit steif und unpassend; es soll ja nur momentan und decorativ wirken. Das Momentane soll nicht das Monumentale werden.“ Er bezeichnete das nicht bestimmter, aber Jeder sollte merken, was er damit meinte. Er hatte nicht wohlgethan, mit der Namengebung des Herrn von Endlich einen Scherz zu machen, denn was gibt es Monumentaleres als Adelserhebung? Darum wollte er jetzt recht feierlich sein.

Geduldig sich neigend, beugte Sonnenkamp das Haupt. Der Fürst streckte manchmal die eine, manchmal die andere, ja manchmal sogar beide Hände aus, während er von dem Segen sprach, den mächtig ausgerüstete, die höhere Pflicht erkennende Menschen verbreiten. Sonnenkamp erwartete, daß der Fürst ihm beide Hände auf das Haupt lege und ihn segne, und obgleich der Fürst jünger war als er, wollte er das doch bescheiden und demüthig aufnehmen, denn dieser Mann war ja von Urzeit her dazu geweiht, Ehre auszutheilen.

Mitten in seiner Rede nahm der Fürst eine mit

blauem Sammt überzogene Rolle auf, die auf seinem Tische lag, er hob den Deckel und zog eine pergamentne Rolle heraus, die knitterte und rauschte und ein großes Siegel blinkte darauf.

Sonnenkamp machte sich bereit, den rechten Handschuh auszuziehen; jetzt kommt der Moment, wo er schwören muß und das Pergament empfängt, das ihn zu einem neuen Menschen macht. Er zwang sich, recht innig ergriffen zu sein, und suchte nach dem Einzigen in der Welt, das ihn erschüttern konnte. Und im Cabinet des Fürsten sah er vor sich einen verschneiten Kirchhof in einem polnischen Dorf, wo das Grab seiner Mutter war; er hörte nicht, was der Fürst gesagt, aber es waren gewiß sehr ergreifende Worte gewesen.

Nun aber — was soll das? — nun legte der Fürst das Pergament wieder auf den Tisch und sich setzend sagte er:

„Ich freue mich, aus Ihren Augen zu sehen, wie tief Sie diesen Moment empfinden. Setzen Sie sich.“

Sonnenkamp setzte sich und der Fürst fuhr fort:

„Lassen Sie uns noch Einiges ruhig erörtern. Sie haben viele Sklaven gehabt. Haben Sie noch solche?“

„Nein, Hoheit.“

„War es die Sehnsucht nach Deutschland allein, die Sie nach der alten Welt zurückkehren ließ, oder war es auch, weil Sie die Zustände der gepriesenen Republik unerträglich fanden?“

„Das Letzte, Hoheit, wenn auch das Erste mitwirkte. Ich sehe eine Verwirrung hereinbrechen über die Vereinigten Staaten, die — ich spreche es zu

Em. Hoheit — nur durch Errichtung der Monarchie in der neuen Welt wieder geschlichtet werden kann.“

„Das müssen Sie mir ein andermal näher auseinandersetzen. Ich lerne gern, sehr gern. Es ist unsere Pflicht, uns von denen unterrichten zu lassen, die eine Sache gründlich verstehen. Wie denken Sie über Sklaverei überhaupt?“

„Hoheit, das ist ein sehr weites Thema, ich werde die Ehre haben . . .“

„Nein, sagen Sie mir nur kurz den Kernpunkt, das Princip.“

„Hoheit, die Neger sind eine niedere Klasse, das steht physiologisch fest. Es ist Phantasterei — ich will annehmen von Manchen wohlgemeinte — aber es führt entschieden zum Untergange der Neger, wenn man sie als gleichberechtigte Menschen hinstellt.“

„Und würden Sie . . .“ fragte der Fürst. „Nein, ich wollte anders fragen. Wie betrachten Sie einen Mann, der mit diesen Wesen niederer Klasse Handel treibt?“

Sonnenkamp stand unwillkürlich von seinem Stuhle auf, aber er setzte sich schnell wieder und sagte:

„Hoheit! Geschöpfe, die sich nicht selbst helfen können, sind geschützt, wenn sie als Gegenstand des Besitzes betrachtet werden; der sogenannte Edelsinn ohne Vortheil, ohne materielle Rücksichtnahme, sei es für den Besitz, sei es für die Ehre, wäre eine Seele ohne Körper: man kann sie sich denken, aber sie ist nicht da, wenigstens nicht in der Welt, die wir vor Augen haben.“

„Sehr schön . . . sehr gut. Ich glaube auch, daß

es den Negern besser ergeht bei einem Herrn. Aber wie ist es denn, wenn man vor Augen sieht, wie das Kind von der Mutter weg verkauft und so jedes Familienband gewaltsam zerrissen wird?“

„Hoheit,“ erwiderte Sonnenkamp mit großer Fassung, „vor Allem geschieht das nur selten, ja fast nie, denn es wäre ein materieller Nachtheil und machte die Sklaven arbeitsunfähiger; geschähe es aber, so wäre eine Sentimentalität hier nur ein Transponiren aus der gebildeten Empfindungssphäre in eine geringere. Ein Thier, der Pflege der Eltern entwachsen, kennt die Eltern nicht mehr, Männchen und Weibchen kennen einander nicht mehr, wenn die Brutzeit vorüber. Ich will nicht fagen . . .“

„Was ist?“ unterbrach der Fürst plötzlich.

Der weißhaarige Kammerdiener trat ein.

„Warum unterbricht man mich?“

„Der Herr Minister Excellenz bitten Ew. Hoheit, das sofort zu öffnen.“

Der Fürst öffnete das Schreiben, er nahm ein gedrucktes Blatt heraus; wie eine blutige Ader lief an der Seite ein rother Strich. Der Fürst las, sah vom Blatt auf nach Sonnenkamp, er las weiter, das Papier knitterte und zitterte in seiner Hand, er legte es auf den Tisch und sagte:

„Verdammt! Diese Frechheit!“

Sonnenkamp starrte auf den Tisch und es war ihm, als würden die beiden telegraphischen Knöpfe plötzlich zu Augen, und aus dem grünen Tisch bildete sich ein Ungeheuer mit fabelhaften Formen, ein grünes Un-

geheuer mit einem weißen und einem schwarzen Auge und das tauchte auf aus der Fluth, bewegte sich träge und schwankte hin und her. Wie in Fieberphantasie saß er da, er faßte sich mit aller Macht. Der Fürst sah bald auf das Blatt, bald nach Sonnenkamp, er trat auf ihn zu, reichte ihm das Blatt und sagte:

„Da lesen Sie . . . lesen Sie!“

Mit großer Schrift stand hier roth angestrichen:

„Unmaßgeblicher Vorschlag zu Wappen und Schild für den geadelten Sklavenhändler und Sklavenmörder James Heinrich Sonnenkamp, vormal's Banfield, aus Louisiana . . .“

„Verweilen Sie hier, ich werde sofort wiederkommen,“ sagte der Fürst und zog sich zurück.

Sonnenkamp war allein.

Was wird nun?

Da erschien plötzlich ihm gegenüber ein großer gewaltiger Neger, der die Augen rollte und die Zähne fletschte.

Mit einem Schrei, der mehr der Schrei eines wilden Thieres als der eines Menschen, stürzte Sonnenkamp zurück auf seinen Stuhl.

Die Gestalt ihm gegenüber schrie und hinter ihm schrie ein Anderer — es war Adams, der hereingestürzt war und Sonnenkamp umklammerte.

Der Fürst erschien wieder unter der Thüre und der Neger rief:

„Fürst! Herr! Der ist's, der mich betrogen, als Sklaven weggeführt und ins Wasser geworfen hat. Laß seinen Finger zeigen, dort ist noch der Biß von meinen

Zähnen. Gib mir ihn, Fürst, gib mir ihn! Auf eine Minute . . . gib mir ihn! dann tödte mich . . .“

Von rückwärts hatte Adams die Hände Sonnenkamps gefaßt und hielt sie, als müßte er sie zerknicken.

Mit all seiner Macht rang Sonnenkamp gegen diese Gewalt, und hin und her riß er sich mit dem ihn haltenden Neger; er rang nicht nur, er sah auch, wie er rang, in dem Spiegel gegenüber. Da waren zwei Menschen, der eine war er — ist er es? — der andere ein Dämon . . .

Der Finger des Fürsten lag fortwährend zitternd auf der telegraphischen Klingel an seinem Schreibtisch, Diener in großer Zahl kamen herbei.

Der Fürst rief:

„Bringt Adams fort! Ihr steht mir dafür, daß er ruhig bleibt, und Ihr Andern geleitet den Mann da aus dem Schloß.“

Adams wurde von Sonnenkamp losgerissen; er stöhnte wie ein getroffener Stier und Schaum stand ihm vor dem Munde.

„Laßt mich los! Ich geh' allein,“ rief er.

Die Diener ließen ab.

Der Fürst nahm das Pergament mit dem rothen Siegel vom Tische auf und wendete sich.

Da erhob sich Sonnenkamp, er sah den Fürsten an mit Augen, die aus ihrer Höhlung zu treten schienen, und schrie:

„Was willst Du? Was bist denn Du? Deine Vorfahren oder Bettern oder wer sonst haben ihre Unterthanen nach Amerika verkauft und sich feste Preise zahlen

lassen für einen weggeschossenen Arm, für einen glücklich Getödteten. Pah! Ich habe meine Sklaven von einem Fürsten gekauft und ehrlich bezahlt, aber Ihr . . . was habt Ihr? Ihr habt Eure Unterthanen verkauft und die Zurückgebliebenen mußten noch am Sonntag in der Kirche Amen sagen, wenn der Herr der Herren von der Kanzel herab für Euer Wohl angerufen wurde. . .“

Er war nicht sicher, ob der Fürst das noch gehört; die Diener packten Sonnenkamp, er stürzte nieder.

Die Wuth, die er schon lange in sich zurückgehalten, raste in ihm.

Er wurde aufgerichtet und die Treppe hinabgeführt.

Eine Erinnerung, wie ein entronnener Sklave wieder eingefangen wurde, tauchte in ihm auf.

Drunten harrte der Wagen. Sonnenkamp stützte sich auf Joseph und sagte:

„Joseph, setz' Dich zu mir in den Wagen.“

Unten sprach er kein Wort.

Als er am Gasthof ankam und ausstieg, war das kleine Kerlchen unter den Droschkenkutschern; jetzt hatten sie Alle Wuth und Alle riefen:

„Hoch lebe der Baron! Hoch! und abermals hoch!“

Sonnenkamp konnte kein Wort hervorbringen. Spottet die Welt über ihn?

Er wußte nicht, wie er die Treppe hinaufgekommen. Jetzt saß er im großen Stuhle wie gelähmt, er starrte nach dem Spiegel, als müßte auch hier das Bild des Negers ihm entgegenreten.

So saß er stumm dreinstarrend.

### Viertes Capitel.

Im Lehnstuhl lag Sonnentkamp, er betrachtete den Stuhl und faßte die Armlehnen, als wollte er fragen: Hält denn der Stuhl noch, auf dem ich sitze? Als er die Hand auf die Brust legte, zuckte er zusammen, er wurde den Orden gewahr; er riß ihn mit Heftigkeit ab und rief:

„Ja! Ich bin ein Kämpfer zweier Welten. Wohlauf! die neue Jagd beginnt! Ich lasse mich nicht niederdrücken. Entweder muß ich mich verachten oder Euch! Wir wollen sehen, wer stärker ist, wer es mehr verdient.“

Es muthete ihn fast wie eine Belebung an, daß ihn die Welt so verabscheut.

„Recht so! Ich thue es ja auch; ich verabscheue Euch Alle.“

Aber die Kinder! die Kinder! sprach es in ihm. Damals, als er in Amerika den Kampf wagte, wußten die Kinder noch nichts. Er klingelte und fragte:

„Wo ist Roland?“

„Der junge Herr ist noch nicht zurückgekommen; er war um zwölf Uhr da und fragte nach, ist aber dann mit Kameraden wieder weggeritten.“

„Er hätte warten sollen,“ rief Sonnentkamp. . . .  
„Besser so,“ beruhigte er sich.

Wieder saß er in sich gefehrt allein und jetzt war es ihm deutlich. Das war es, was die Menschen bei der Druckerei gelesen hatten; zum Hohne hatten ihm

dann die armen Teufel vor dem Hause ein Hoch zugerufen.

Er stand auf und schaute zum Fenster hinaus. In einer Gruppe standen die Droschkentritscher und der Knirps las ihnen eine Zeitung vor. Sie mochten spüren, daß Sonnenkamp nach ihnen schaute, denn ihre Blicke wendeten sich plötzlich hinauf, und wie von Kugeln getroffen stürzte Sonnenkamp in die Mitte des Zimmers zurück; dann setzte er sich nieder und hielt die Hände flach an einander zwischen den Knien. Es schwindelte ihm, aber er faßte sich muthig und entschlossen. Er weiß, wie sie jetzt in der ganzen Stadt von ihm reden, in teppichbelegter Stube wie im gepflasterten Stall; da heißt es: Ich nähme nicht seine Millionen, wenn ich der Mann sein müßte — und was wird morgen in der Zeitung stehen?

Geraume Zeit saß er stumm in sich versunken, da wurde ihm ein großer beschwerter Brief gebracht. Sonnenkamp öffnete, es war ein Brief der Zeitungs-Redaction und enthielt mehrere Goldstücke. Crutius schickte mit vielem Dank das, was er bei seinem Besuche in der Villa erhalten, zurück und erklärte, daß er es schon früher gesendet hätte, wenn er es nicht mit Zinsen hätte zurückerstatten wollen.

Sonnenkamp lächelte; es schien ihn fast zu freuen, daß Crutius sich unschön benommen.

Lange wiegte er das Gold, das ihm wie verschmäht zurückgekehrt war, in der Hand hin und her. So ist's also! Jeder darf Dich höhnen und Du mußt still sein.

Er hatte einen Revolver bei sich, er sprang empor,

nahm den Revolver, hob ihn in die Höhe und wendete ihn. Nach der Druckerei und diesen Professor Crutius niederschließen wie einen tollen Hund . . . Aber das geht hier zu Lande nicht ungesühnt. Und sollte er dann gleich sich selbst erschließen, oder im Kerker sitzen und endlich enthauptet werden?

„Nichts da! Wir müssen die Sache anders machen,“ erholte er sich. Er legte den Revolver in das Etui und klingelte. Joseph kam zitternd. Wer weiß, was der Menschenfresser jetzt mit ihm macht!

Drunten hatte der Kutscher Bertram bereits einen andern Dienst angenommen, Joseph wollte bleiben, er wollte das seinem Herrn sagen; er kam nicht dazu, denn Sonnenkamp fragte in gutmüthigem Tone:

„Joseph, wer war Dein Vater? Lebt er noch?“

„Ja wohl; mein Vater ist Anatomiediener.“

„So? Und auf die Anatomie kommen die Leichen der Selbstmörder und die Studenten studiren dran? Nicht wahr?“

Joseph wußte nicht, was er sagen sollte. Sonnenkamp schien auch keine Antwort zu verlangen; abspringend sagte er, man solle Boten nach Roland aussenden, auch Baron Branden solle gesucht werden.

Roland war schwer zu suchen, Branden aber gar nicht zu finden, denn er war an einem Orte, wo man den lebemännischen Baron niemals vermuthet hätte.

Der Oberkellner trat ein und sagte, daß das Mittagsmahl bereit sei, und fragte, wann aufgetragen werden solle. Sonnenkamp starrte den Fragenden an. Der Mensch weiß doch sicher, daß jetzt nicht gespeist

wird, er war offenbar nur gekommen, um zu kundschäften; vielleicht warteten drunten Viele, die Bescheid haben wollten, wie Herr Sonnenkamp sich jetzt benimmt. Sonnenkamp sah den Oberkellner mit einem wegwerfenden Blicke an und erklärte, er werde Bescheid geben, wann er das Befohlene wünsche, und ferner solle Niemand unangemeldet bei ihm eintreten.

### Fünftes Capitel.

Zur selben Zeit, als Sonnenkamp im Schlosse ankam, trat Branden in die Domdechanei; er war von dem vorbeiziehenden Militär einige Minuten aufgehalten worden, er hatte manchen von Staub bedeckten Kameraden zu Fuß und zu Pferd zu begrüßen. Er ging nach dem Stadtviertel, wohin keine Militärmusik dringt, hier war's so still, als hielte Alles den Athem an; nur in der Kirche dröhnte noch die Orgel. Er trat ein und sah den Domdechanten, eine große, mächtige Gestalt, eben in die Sacristei zurückkehren. Eine Weile saß Branden in einem Kirchenstuhl, bis er wissen konnte, daß der Domdechant in seiner Behausung angekommen; dann verließ er die Kirche. Der Diener stand in der offenen Thüre und sagte, der geistliche Herr lasse ihn bitten, einstweilen hier einzutreten. Er wurde die schöne große Treppe des alten Stiftshauses hinaufgeführt, droben schloß ein junger Geistlicher, der eben aus der Thüre kam, dieselbe ganz leise, fast andächtig; der

junge Geistliche stieg die linke Treppe hinab, während Branden die rechte hinanging.

Branden mußte im großen Zimmer wieder eine Weile warten; ein offenes Buch lag auf dem Tisch, er sah hinein, es war der Schematismus; Branden lächelte. Die Geistlichen haben wie das Militär eine gedruckte Rangliste?

Der Domdechant trat ein, er hielt ein Buch in der Hand, zwischen dessen Blätter er den Zeigefinger gelegt hatte. Er begrüßte mit dem Buche winkend Branden und bat ihn, sich zu setzen; er ließ ihn das Sopha einnehmen und setzte sich in einen Rollstuhl ihm gegenüber.

„Was bringen Sie, Herr Baron?“

Mit demuthsvollen Mienen erwiderte Branden, daß er nichts bringe, vielmehr etwas holen wolle. Der geistliche Herr sah noch einmal in das Buch, legte es weg und sagte:

„Ich bin bereit.“

Branden begann zu erklären, daß er den Domdechanten vor Allem zu seiner Weiße erwählt habe in einer Sache, die nur ein Mann von adliger Geburt maßgebend beurtheilen und berathen könne. Der Domdechant hielt das Kinn in der linken Hand fest und erwiderte, daß es nach der Weiße und Wiedergeburt keinen Adel mehr gebe; er habe keine andere Kraft als der Sohn des ärmsten Tagelöhners.

Branden glaubte einen unrichtigen Ton angeschlagen zu haben, er erklärte daher, wie er allerdings die geistliche Würde als die höchste ansehe, wie es aber doch von Bedeutung sei, daß der hochwürdige Herr die Lebensverhältnisse kenne, die er ihm vorlegen wolle. Nun

berichtete er kurz von seiner Vergangenheit bis dahin, wo er in Beziehung zu Sonnenkamp getreten war. Hier wurde er etwas ausführlicher und bekannte, daß es zuerst ein Scherz, ein Zeitvertreib gewesen sei, Manna, die Tochter des Millionärs, sich als seine Frau zu denken. Er erzählte, wie Manna unversehens ins Kloster eingetreten, und mit großer Wärme bezeugte er, daß sie es war, die ihn zum höheren Leben erweckt habe. Ausführlich verweilte er bei einem momentanen Vorsatze, Geistlicher zu werden; er fügte hinzu, daß er davon abgekommen, denn er halte sich nicht für würdig, er hoffe jedoch, im Verein mit Manna ein den höchsten Interessen gewidmetes Leben zu führen.

Mit ruhiger Aufmerksamkeit hörte der Domdechant die Erzählung.

Jetzt machte Branden eine Pause und der geistliche Herr sagte:

„Das war wol die Einleitung. Ich muß Ihnen nun sagen, daß ich Herrn Sonnenkamp und seine Tochter kenne. Ich war vor Kurzem bei einem Amtsbruder im Dorf, zu welchem Villa Eden — nicht wahr, so heißt es doch? — eingepfarrt ist; ich habe das Mädchen gesehen, es hieß damals, sie wollte Nonne werden. Ich habe auch den Park gesehen und das Haus, Alles sehr stattlich, sehr verlockend. Und nun, bitte, fahren Sie fort, sagen Sie ohne weitere Umschweife, was Sie von mir wünschen.“

Branden erzählte, daß er in Gemeinschaft mit dem Cabinetsrath es dahin gebracht habe, daß Sonnenkamp das Adelsdiplom erhalte.

Wieder machte er eine Pause, aber der geistliche Herr fragte nicht mehr, sondern sah ihn nur fragend an.

Den Blick auf die Tischdecke geheftet, sagte nun Brancken, was er von der Vergangenheit Sonnenkamps wisse, er habe bisher immer geglaubt, daß er es gleichgültig betrachten dürfe, aber eben jetzt — seit gestern, da Sonnenkamp ihm und seiner Familie ebenbürtig würde, lasse es ihm keine Ruhe mehr.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Dombchant. „Finden Sie sich in Ihrem Gewissen belastet, weil Sie, obgleich Sie wußten, wer der Mann ist, doch dahin wirkten, daß er in den Adelstand erhoben wird?“

„Ja und nein,“ erwiderte Brancken, „ich bin mir darüber nicht klar. Ich könnte sagen, ich bin unschuldig, denn ich bin zu keinem Gutachten aufgesordert, und doch —“

„Sprechen Sie nur weiter, ich glaube, Sie sind auf dem richtigen Wege. Also, und doch —?“

Brancken erklärte, daß es ihm schwer werde, aber sich zusammennehmend, sagte er:

„Danke dem Himmel, daß er uns lebendige Wesen in die Welt gesetzt, denen wir sagen können und müssen, was wir uns selbst nicht bekennen. Ich gestehe, daß mein offen dargelegtes Verhältniß zu Herrn Sonnenkamp vielleicht mehr als ein Gutachten in Worten war.“

„Ganz richtig. Sie sind nun zu mir gekommen, um in der letzten Stunde zu hören, was Sie thun sollen?“

„Ehrlich gestanden, nein. Ich möchte nur, daß Sie mir etwas auferlegten, wodurch ich diese Pein und Furcht vor Entdeckung los werden könnte.“

„Wunderliche Welt!“ entgegnete der Geistliche. „Die Weltkinder möchten gern genießen und sündigen und dabei einen sühnenden Segensspruch empfangen.“

Die Gedanken Brandens wanderten unwillkürlich nach dem nahen Hause Nelly's.

Er zwang seine Gedanken gewaltsam zurück.

Eine Weile waren beide Männer still, dann fragte der Domdechant:

„Weiß Herr Sonnenkamp, daß Sie seine Vergangenheit kennen?“

„O nein, und er darf es nie wissen.“

Wieder trat eine längere Pause ein.

Vom nahen Dome schlug es Mittag, die Glocken läuteten, der Geistliche erhob sich und sprach ein leises Gebet; auch Branden erhob sich und faltete die Hände.

Dann setzten sich Beide wieder. Noch immer sprach Keines ein Wort.

Ein Unwille erhob sich in Branden, er bereute fast, daß er hieher gegangen; es kann ihm doch nicht geholfen werden. Mit unterdrücktem Unmuthe sagte er endlich:

„Hochwürdiger Herr, ich habe Ihnen Alles gebeichtet, nun, bitte, rathen Sie mir.“

„Soll ich Ihnen rathen, daß Sie Herrn Sonnenkamp und Ihre Braut verlassen?“

Branden schaute vor sich hin.

„So sind sie!“ fuhr der geistliche Herr fort; „sie wollen einen Rath haben, die Kinder des Weltgenusses, aber nur einen solchen, der ihnen keine Entziehung auferlegt; sie wollen einen Rath haben, wie sie das,

was sie ausführen wollen, auch noch mit einer Beschwichtigung des Gewissens thun dürfen. Sie wollen Senf zur Verdauung schwerer Speisen . . .“

„Ehrwürdiger Herr,“ sagte Branden zitternd, „befehlen Sie, daß ich Herrn Sonnenkamp und Manna verlasse, und ich gelobe Ihnen, daß ich es sofort thue. Nur bedenken Sie, was soll aus dem Mädchen werden und soll das so Erworbene nicht zu Höherem —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach der Domdechant; seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen preßten sich auf einander. „Sie glauben uns wol mit diesen Millionen zu kirren? Sie sind auch ein solcher, der bei aller scheinbaren Verehrung für uns doch denkt: die geistlichen Herren wollen nichts als Geld, nichts als Macht. Nein, wir wollen nichts von Eurem Gelde, von so erworbenem, von so erheiratetem und so erbtem.“

Der geistliche Herr stand am Fenster und schaute in den Himmel, wo dunkle Wolken dahin zogen; er schien ganz vergessen zu haben, daß Branden da sei, bis dieser endlich sagte:

„Wünschen Sie, hochwürdiger Herr, daß ich mich entferne?“

Rasch wendete sich der Geistliche und sagte, mit der linken Hand befehlend:

„Setzen Sie sich — setzen Sie sich.“

Branden gehorchte.

„Ich will Ihnen etwas sagen. Was Sie dem Adel angethan . . . denn Sie haben nicht blos geschehen lassen . . . das ist Ihre und des Adels Sache; für uns sind

Ihre Ehregrade gleichgiltig. Aber das sage ich Ihnen“ — der Geistliche hielt inne, stützte den Ellenbogen in die Fläche der rechten Hand und hielt sich mit der Linken das Kinn — „nun müssen Sie treu sein, Sie dürfen diesen Mann und seine Tochter nicht verlassen. Sie müssen Alles mit ihnen theilen, Sie müssen sich als angeschmiedet betrachten und in Demuth danken, daß Sie sich und Ihre neue Familie noch zu reinen Opfern lenken können.“

Branden stand auf, küßte dem Domdechanten die Hand und rief:

„Das will ich, das gelobe ich. Halten Sie Ihr Auge auf mich, Sie sollen sehen, daß ich vollführe, was Sie mir auferlegt.“

„So gehen Sie mit Gott, Sie haben Schwereres zu tragen, als Sie jetzt vermeinen. Gehen Sie mit Gott.“

Branden ging. Er ging voll Demuth die Treppe hinab und drückte drunten dem Soldaten brüderlich die Hand.

Als Branden weggegangen war, betrachtete der Soldat noch seine Hand und suchte dann auf dem Boden herum; er konnte immer nicht begreifen, daß der flotte Herr von Branden ihm nicht ein Goldstück gegeben. Nein, das hätte geklirt — er hat ihm gewiß Papiergeld gegeben, aber es war nichts zu finden auf dem saubern Estrich.

Als hätte Branden die Gedanken des Soldaten geahnt, kam er wieder und händigte ihm in der That ein Goldstück ein, dann ging er weiter.

Er kam an dem Hause Nelly's vorüber, wo er gestern — war es denn in der That? — eine Stunde gewartet. Er blinzelte hinauf, er glaubte, daß im offenen Fenster Jemand liege, dessen Auge nach ihm schaute; er hielt den Blick zur Erde geheftet und ging weiter.

Er kam auf den Paradeplatz, hörte die Parademusik, sah die Officiere im Kreis stehen; er ging vorüber und ein Lächeln zog über seine Mienen.

„Du hast gut gespielt, aber Du hast auch nur gespielt,“ sagte er, indem er an den Domdechanten zurückdachte. „Du sollst sehen, ich werde gut spielen, ich kenne meine Rolle und werde Euch schon etwas vorgaukeln.“

Der Stolz that sich wieder in ihm auf, er konnte es nicht fassen, daß er, Otto von Branden, die verächtliche Demuth gewesen.

Halb demüthig, halb selbstbewußt kam er vor dem Hotel Victoria an und jetzt spürte er einen wahren Mandverhungers. Das Gute haben solche Gemüthsbewegungen, sie machen Hunger.

Branden freute sich auf das seine Mittagsmahl mit dem Schwiegervater Baron.

Als er vor der Thür Sonnenkamps stand, faßte er sich aufs Neue. Er trat ein.

Das Ordenszeichen Sonnenkamps lag vor den Füßen des eintretenden Branden; das Erste war, daß er sich nach demselben bückte und es aufhob. Joseph verließ das Zimmer. Sonnenkamp schien zu warten, daß Branden zu sprechen beginne, und als dieser sagte: „Ich gratulire,“ fiel er ein:

„Nein, nein — nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal zu mir gekommen sind. Ich danke Ihnen sehr. Sie haben es gut mit mir gemeint.“

„Noch einmal? Gut gemeint? Ich begreife nicht.“

Sonnenkamp sah ihn starr an; die ganze Stadt, die Kutscher auf den Straßen wissen es, und dieser Mann nicht? Will er ihn täuschen?

„Haben Sie die Zeitung gelesen?“ fragte Sonnenkamp.

„Die Zeitung? Nein. Was soll's denn?“

Sonnenkamp reichte ihm das Blatt.

„Hier — mein Adelsdiplom,“ sagte er und wendete sich ab, während Branden las. Er wollte nicht umschauen, die Mienen dieses Mannes nicht sehen.

Lange war lautlose Stille in der Stube, da fühlte Sonnenkamp eine Hand auf seiner Schulter.

„Herr Sonnenkamp,“ sagte Branden, „ich bin ein Edelmann . . .“

„Ich weiß — ich weiß.“

„Und ich bin Ihr Freund,“ fuhr Branden ruhig fort. „Ich kann nicht billigen, was Sie gethan, um eine solche Kundgebung herauszufordern.“

„Machen Sie es kurz, ich habe heut schon genug predigen gehört.“

„Ich trete der ganzen öffentlichen Meinung entgegen, ich bin Ihr Freund und liebe Ihre Tochter. Es freut mich fast, daß ich Ihnen durch ein Opfer beweisen kann, wie meine Gesinnung —“

„Herr von Branden, Sie wissen nicht, was Sie thun. Ihre Freunde, Ihre Familie —“

„Ich weiß Alles. Pah! Die Tugendmenschen sollen die Steine liegen lassen, die sie gegen uns aufheben wollen. Wer mit den Augen zuckt, den fordere ich vor meine Klinge.“

„Sie haben Muth . . . Opfermuth . . . Aber ich kann das nicht annehmen.“

„Nicht annehmen? Sie haben kein Recht, mich abzulehnen. Ich bin Ihr Sohn wie Roland, ich stehe zu Ihnen . . . Ist Roland noch nicht zurück?“

„Nein.“

„So ist er mit dem Fähnrich zu dem Schmause. Ich hole ihn.“

Sonnenkamp sah staunend dem Davonfahrenden nach.

### Sechstes Capitel.

Roland war, wie Branden mit Recht vermuthet hatte, mit dem Sohn des Cabinetsraths nach dem Militär-Casino gegangen, wo ein Theil der Garnisons-Officiere nach dem anstrengenden Manöver des heutigen Morgens einen Schmaus bestellt hatten. Es wurde viel geschertzt und getrunken, man stieß an auf das Wohl des jungen Amerikaners und Roland war einer der muntersten von Allen. Da kam ein Nachzügler und rief in den Lärm hinein:

„Wißt Ihr schon? Der Sklavenhändler ist in einem papiernen Lasso gefangen worden.“

„Was ist?“ hieß es.

Der Neuangekommene las aus der Zeitung vor:  
 „Unmaßgeblicher Vorschlag zu Wappen und Schild für einen Neugeadelten.

Es könnte uns eine Genugthuung sein, die Einheit des Junkerthums in beiden Welten zu constatiren; leben von der Arbeit Anderer, ist ihr Wappenspruch; Du bist zum Nichtsthun geboren, sagen die Junker in der alten, wie in der neuen Welt. Es kann nur Junker geben, wo es Sklaven gibt, wenn sie auch nicht immer Sklaven heißen. Wir haben nach Amerika geschrieben, um Erkundigungen über einen sichern Herrn Vanfield einzuziehen. Wir haben bisher geschwiegen, wir hätten länger und immer geschwiegen aus Rücksicht und Schonung für die Kinder dieses Auswürflings, die es nicht verdienen, diese schwere Schuld zu tragen. Wir sind keine Freunde des Adels, wir halten diese Institution für eine absterbende; aber auch die Adligen sind unsere Mitbürger, sind ein Theil unseres Volkes; wir Bürgerlichen haben nichts, um einen Mann aus unserer Mitte auszustoßen, wir hätten ihn ruhig gewähren lassen müssen, diesen Mann, diesen unbarmherzigen Sklavenhändler. So gehe denn hin, deutsche vornehme Welt, und adle ihn, gib ihm deine Ebenbürtigkeit. Die Heraldiker unserer Redaction schlagen als Wappen vor für diesen Herrn Sonnenkamp auf Billa Eden . . .“

„Halt ein!“ schrie der Fähnrich, denn Roland fiel leblos vom Stuhl zu Boden.

Er wurde aus dem Zimmer getragen, er wurde zum Leben erweckt. Glücklicherweise kam jetzt ein Wagen, Branden stieg aus. Roland wurde in den Wagen gehoben.

Vom Fieber geschüttelt, in einen Soldatenmantel gehüllt, saß Roland in der Ecke, manchmal öffnete er die Augen, schloß sie aber bald wieder.

Branken redete ihm zu, er solle die ganze Welt verachten; Roland schwieg.

Man kam im Gasthof an. Vor der Thür wartete Joseph. Das erste Wort, das Roland sprach, war, daß er bat, ihn allein zu lassen. Er ging mit Joseph die Treppe hinan.

„Sie sollen zu Ihrem Vater kommen,“ sagte Joseph.

Roland nickte, aber als er oben war, eilte er in sein Zimmer und verschloß die Thür.

Joseph ging zu Sonnenkamp und sagte, daß Roland zurückgekehrt sei.

„Er soll zu mir kommen,“ rief dieser.

„Er hat sich eingeschlossen.“

„Hat er seine Pistolen bei sich?“

„Nein, ich habe sie noch.“

Sonnenkamp ging nach dem Zimmer Rolands. Er klopfte. Keine Antwort. Er bat und beschwor Roland, ihm zu antworten; Roland gab keinen Laut von sich.

Sonnenkamp stand zitternd vor der Thür.

„Roland,“ rief Branken, „wollen Sie Ihren Vater noch aufs Neueste kränken? Wollen Sie ihn auch verlassen?“

Es kam keine Antwort.

„Mein Sohn!“ stöhnte Sonnenkamp. „Mein Sohn! Dein Vater ruft! Gib Antwort! Soll ich mit einem Schlag die Thüre einbrechen? Gib Antwort . . . Ist das die Lehre, die Dir Herr Dournay eingepflanzt?“

Der Kiesel ging zurück, Roland stand unbewegt, die Lippen zusammengepreßt, und schaute auf seinen Vater, der ihm die Arme entgegenstreckte.

„Mein Sohn!“ rief Sonnenkamp. „Mein einziger Sohn! Mein geliebter Sohn! Mein Kind!“

Roland stürzte auf seinen Vater los, faßte seine Hand und weinte darauf.

„O, mein Kind, Deine Thränen auf meiner Hand! Hier diese Wunde, diese Narbe, die Thränen meines Kindes heilen sie, die Thränen meines Kindes allein!“

Er warf sich an die Brust Rolands und rief:

„Du, mein Sohn, Du wirst Deinen Vater nicht verachten. Ich werde Dir Alles erklären . . . Wenn Unrecht an meinem Gute haftet . . . Es ist nicht, ist keines . . . Diese Ehre wollte ich um Deinetwillen . . . Du solltest es besser haben, als ich . . . Ich habe gefehlt, daß ich es wollte . . . Um Deinetwillen und Deiner Schwester willen . . .“

Es gab ihm Herzstöße, während er sprach, und zum ersten Mal im Leben sah Roland seinen Vater weinen. Er umschlang ihn und weinte mit ihm.

Stumm und starr saßen Vater und Sohn dann einander gegenüber, endlich sagte Roland:

„Es gibt eine Rettung . . . eine einzige Rettung!“

„Ich bin bereit, sprich, mein Sohn.“

„Ich weiß es — ich weiß es! Wirf Alles von Dir, laß uns arm sein — arm! Willst Du?“

Sonnenkamp war erleichtert, da er sah, wie Roland sein Gemüth erleichterte.

„Du bist starken Herzens, muthigen Geistes; Herr

Erich hat Dich gut gelehrt . . . groß . . . tapfer . . . Das ist schön . . . das ist das Rechte . . . das Beste!“

„Also Du stimmst bei?“

„Mein Sohn! Ich verspreche Dir, Du sollst einig sein mit dem, was ich thue. Nur in diesem Augenblick darf man nichts bestimmen.“

„Nein, jetzt . . . in diesem Augenblick . . . es ist der höchste, es ist der einzige Moment! Jetzt muß es geschehen! Nach ihm ist Tod, Nacht . . . Zerfall . . . Elend! Ich will für Dich arbeiten, für Dich, für die Mutter, für Manna. Und Erich wird bei uns sein! Ich weiß nicht, was werden soll, aber es wird . . . Nur wirf Alles von Dir!“

„Mein Sohn — Alles, Alles mit Dir, durch Dich, aus Deinem reinen Herzen, aus Deinem ungebrochenen . . . Ja, Dein Freund Erich — unser Freund Erich soll auch bestimmen, nur in diesem Augenblicke laß uns nichts entscheiden.“

„Laß uns heute noch heimkehren,“ bat Roland.

Sonnenkamp schien nicht zu hören, was Roland sagte; er saß da, hatte die Augen geschlossen und die Fäuste geballt.

„Hörst Du mich, Vater?“ rief Roland.

Bei dem Worte Vater durchschauerte es ihn, er empfand jetzt, was es heißt, hier Vater sagen zu müssen.

„Was willst Du?“ fragte Sonnenkamp wie erwachend.

„Laß uns heut noch heimkehren,“ wiederholte Roland.

„Rein, heute nicht. Wir müssen Beide zuerst Kraft haben.“

Branden hatte sich ins Nebenzimmer zurückgezogen;

er schickte nun Joseph und ließ sagen, daß es Zeit zum Speisen sei. Roland war entsetzt, daß er essen solle; er willfahrte um des Vaters willen. Der Platz des Cabinetsraths war leer; es zeigte, was künftig allen Tafelfreunden fehlen würde. Branden winkte Joseph, dieser verstand und nahm das Gedeck schnell weg.

Jetzt erfuhr auch Roland, wie die Bestechung eingeleitet und wie verderbt und eigensüchtig die Menschen waren.

Sonnenkamp bemerkte, welcher einen Eindruck das auf Roland machte; ein Triumphiren ging über seine Mienen. So ist's gut! Roland soll die ganze Berrücktheit der Menschen kennen, soll einsehen lernen, daß alle Menschen mehr oder minder niederträchtig sind, dann wird auch, was sein Vater gethan, ihm allmählig milder und in matteren Farben erscheinen.

Ein ausgefuchtes Mahl wurde aufgetischt, die Drei aber aßen, als ob sie bei einem Todtenmahle säßen; die Ehre vor der Welt war zur Leiche geworden. Jeder von den Dreien fühlte das, Keiner sprach es aus; sie aßen und tranken, denn der Leib bedarf der Nahrung, um Herzeleid zu tragen.

Vater und Sohn schliefen in Einem Zimmer, sie sprachen kein Wort, Keines wollte den erlösenden Schlaf des Andern verschwehen.

Nach einer Stunde erwachte Roland, er warf sich ruhelos umher. Wie eine schwarze Wand stand die Nacht vor ihm; er richtete sich auf wie irr.

Den Verstand, die Besinnung verlieren . . . ja verlieren! Es ist Dir plötzlich abhanden gekommen, Du

weißt nicht wo, Du weißt nicht wann, Du weißt nur, es ist nicht da, nicht in Deiner Gewalt. Aber wenn man es nur finden könnte! Du hast keine Gewalt mehr über Deine Vorstellungen, sie kommen und gehen, sie verbinden und trennen sich nach Willkür, und innen fühlst Du, das wird nicht so bleiben, das kann nicht so bleiben; es muß eine Zeit kommen, wo Du wieder Alles bewältigst.

Wenn nur nicht Nacht wäre! Wenn nur nicht Nacht wäre! stöhnte Roland vor sich hin.

Zum ersten Mal im Leben erwachte er in seelischem Schmerz, und traurig, dunkel, undurchdringlich stand die Welt vor ihm.

Er dachte an die Mutter, an Manna, an Erich.

Wie werden sie Alle das tragen?

Er weinte. Und jetzt in der einsamen Nacht war's ihm, als käme Benjamin Franklin zu ihm und sagte: Sei frei, sei nicht Sklave Deiner selbst; sei Herr über Schmerz und Glend. — Er ward ruhiger.

„Wenn nur nicht Nacht wäre!“ jagte er wieder, und es fiel ihm ein, wie einst die Professorin gesagt: In der Nacht ist Alles viel entsetzlicher, am Tage sind alle Schmerzen, körperliche und seelische, nicht mehr so grausam; das Auge sieht doch die Dinge der Welt, das Sonnenlicht gibt Leben und beleuchtet die Dinge.

Aus dumpfem Brüten versank er endlich wieder in den Schlaf.

Früh am Morgen fuhr man nach der Villa.

## Siebentes Capitel.

Der Morgen war frisch und fröstelnd. Auf dem Bock des Wagens saß nicht mehr Bertram; ein Lohnkutscher, den man schnell angenommen, setzte sich neben Luz; Roland, der die Pferde kannte, wollte die Stelle des Fremden einnehmen, aber Sonnenkamp sagte mit heiserer Stimme:

„Nein, mein Kind! Setze Dich zu mir. Bleib bei mir.“

Roland gehorchte; er setzte sich zum Vater und zu Bränden in den geschlossenen Wagen. Man fuhr schweigend durch die Stadt; ein Jedes dachte: Wißt Du je wieder hierher zurückkehren und wie? Man kam an dem Lustorte vorüber, wo man im vorigen Sommer so viel Auszeichnung empfangen. Roland schaute hinaus; auf den Tischen des Wirthsgartens lagen vergilbte Blätter, Alles war leer und öde. Seufzend, mit geschlossenen Augen, legte sich Roland in die Ecke des Wagens zurück, die Jugendfrische war über Nacht aus dem Gesichte verschwunden, da war Alles welk wie eine Blume, die erfroren.

Geraume Zeit fuhr man stumm dahin. Bald aber hörte Roland, wie sein Vater sich erlustigte, darzulegen, daß alle Menschen eitel Gauner seien; der und jener, von dem man mit Verehrung gesprochen, vor dem man sich tief gebeugt, wäre werth, auf die Galeere zu kommen. Bei dem Cabinetsrath fing es an, wie der so geschickt sich bestechen läßt und doch thun kann, als ob

nichts geschehen wäre, und so ging's weiter. In Felsen zerrissen wurde der gute Name aller Menschen.

Branden ließ Sonnenkamp wüthen und rasen, er ließ ihn sogar an Clodwig streifen. Was thut's? Es ist die Lust eines Gebränkten, vor Allem aber eines von wirklicher Schuld Belasteten, alle Anderen mit sich herabzuzerren. Eine Ahnung ging in Roland auf und es fröstelte ihn tief ins Herz hinein, daß er nun darauf denken, suchen und forschen müsse, die Schattenseiten aller Menschen zu erkennen und sich vor Augen zu halten. Muß man das, um noch in sich bestehen zu können? Wie verändert war heute die Welt! Eines vor Allem wälzte sich ruhelos in ihm: Gestern war Ehre Alles, heute ist sie nichts mehr. Was ist denn Ehre? Sie ist das Salz in der Speise des Lebens, ohne sie ist das Dasein schal.

Leise und behutsam begann Branden hervorzuhoben, wie nur ein fester religiöser Glaube aufrecht erhalte, und offen zog er gegen diejenigen los, die dem Nebenmenschen den höchsten und einzigen Halt entziehen. Roland wußte, daß Erich damit gemeint war, aber er hielt an sich. Branden ging weiter. Er erzählte, daß der Vater Erichs, den Mutter und Sohn zu einem Halbgott aufpuzen, ein Mann war, der an der Universität keine Zuhörer bekommen konnte und über den alle Gelehrten die Achsel gezuckt hätten.

Sonnenkamp rauchte unaufhörlich und schnell, und aus den Wolken heraus rief er in lustigem Ton: die Menschen in der ganzen Gegend sollten ihm eigentlich danken, sie seien ja jetzt lauter schneeweiße Engel, es

fehle ihnen weiter nichts als ein Flügelpaar; Männlein und Weiblein könnten sagen: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser Sonnenkamp.

Branden schien dieser Humor zu gefallen und er sagte: übers Jahr, wenn man sich daran gewöhnt habe, denke kein Mensch mehr an das Aussehen von heute.

Roland empfand aufs Neue das Gefühl der Heimatlosigkeit, denn der spöttische Ausruf des Vaters, daß die ganze Welt ihm danken müsse, wirkte tief auf seine Seele. In seinem Gemüthe waren Elemente des Denkens und Empfindens gelöst, und Niemand konnte ahnen, welche Wandlung in diesen gelösten Elementen durch neu hinzutretende Stoffe bewirkt wurde. Das Bewußtsein erwachte in ihm, daß er eine Schmach trägt, die nie mehr getilgt werden kann.

Die Nebel verzogen, der Tag ward hell, die Sonne schien warm, Sonnenkamp hüllte sich in seinen Mantel, ihn fror. Roland saß im Wagen und starrte auf die Straße, er sah nichts als den Schatten des Pferdes von der einen Seite, und dieser Schatten bewegte sich, setzte die Beine vor- und rückwärts. Ist Alles nur ein Schatten? . . .

Er sah die Hirten die Schafe weiden auf den Stoppelfeldern und fragte sich: Ist das ein besseres Leben? Er schloß die Augen. Da war es ihm, als ob der Wagen bergab rollte. Er öffnete die Augen, der Wagen war auf gerader Straße.

Stumm blickte er hinaus in den hell schimmernden Tag. Ach, der Ausblick in die Natur hilft nur dem

Freudigen oder dem, der vom Schmerz zu genesen beginnt; dem schwer Betroffenen, Schmerzvollen ist sie nichts, sie beleidigt ihn fast in ihrer Stetigkeit, in ihrem theilnahmlösen Fortleben.

Roland hatte bis jetzt im Dämmerreich zweier Lebensalter gestanden, er war auf einmal von der Jugend geschieden; sein Stolz war in Schande verwandelt, aber er war gereift genug, bald sein Selbst zu vergessen und auf den Vater zu schauen; der ist doppelt unglücklich, für sich selbst und daß er das Unheil über Andere, über seine Nächsten gebracht . . .

Sonnenkamp schlummerte, aber in seinen halbwachen Traum hinein hörte er im Rollen des Wagens die klirrenden Ketten gebundener Sklaven.

Er erwachte plötzlich und sah wie irrsinnig drein. Wo war er? Was war geschehen? Er hüllte sich fester in den Mantel und verbarg sein Antlitz.

Branken bog sich zu Roland vor und sagte leise: „Ich weiß, wie Sie in sich zerrissen sind, aber es gibt für Sie eine Heilung, eine große That.“

„Welche ist das?“

„Sprechen Sie nicht so laut, wecken Sie den Vater nicht. Das einzige Mittel für Sie . . . die große erhabene That ist, Sie treten ein in das päpstliche Heer. Dort ist die letzte, die höchste Burg, die es noch zu vertheidigen gilt; sinkt sie, so haben die Atheisten und Communisten gewonnen. Ich selber wäre bereit, wenn . . .“

„Ja,“ unterbrach Roland, „das wär's! Wir geben all unser Besizthum in die Hand des Heiligen Vaters,

und er verkündet mit einer Bannbulle die Aufhebung der Sklaverei.“

Sonnenkamp konnte sich nicht mehr schlafend halten.

„Recht so, mein Junge!“ rief er. „Recht so! Der Papst soll das thun. Aber glaubst Du, daß er jetzt für Geld thun wird — und wäre es zehnmal so viel — was er nicht von selbst gethan hat? Der Gedanke ist groß, Herr von Francken, sehr groß und sehr — sehr klug.“

Es lag eine bittere Schelmerei in diesem Lobe, denn er dachte: Du willst das ganze Erbe haben und meinen Sohn ans Messer liefern.

„Aber lieber, edler, junger Freund,“ sagte er laut, „sagen Sie ehrlich, glauben Sie, daß der Papst thut, was unser Roland erwartet?“

„Nein.“

Man fuhr wieder still dahin. In der Ferne sah man die Villa, auf dem Thurme prangte die Unionsflagge neben der grüngelben Landesfahne.

Man kam bei dem grünen Hause an; Roland hat, daß er aussteigen dürfe; es wurde ihm willfahrt.

Er ging in den Garten, da rief ihm eine helle Stimme zu:

„Glückwunsch hin, Glückwunsch her! Wir wünschen Ihnen Glück, wünschen Sie auch uns Glück, wir sind verlobt.“

Lina und der Architekt kamen Hand in Hand durch die Wiese daher. Lina ließ ihren Bräutigam los, ging auf Roland zu und sagte:

„Wir haben nicht warten wollen bis zur Einweihung

der Burg, wir haben unser Fest für uns. O Roland, wie schön und wie glücklich ist doch Alles auf der Welt! Aber warum reden Sie nicht? Warum machen Sie ein so traurig Gesicht?"

Roland konnte nur mit der Hand abwehren und ging rasch in das grüne Haus. Verblüfft standen die Brautleute im Garten und Lina sagte:

„Ach, Albert, hier ist nicht gut sein. Auf der Villa hat uns Niemand begrüßt, Manna läßt sich nicht sehen, Herr Dournay ist nicht da und Roland läuft davon. Komm, lassen wir das ganze Haus. Verzeihe mir, daß ich Dich hierher gebracht; ich habe gemeint, das sind die Menschen, denen ich zuerst mein Glück bringen muß. Komm, wir gehen auf Deine Burg und da sind wir einmal einen ganzen Tag, Du ein einsamer Ritter und ich ein Burgfräulein. Ich habe geglaubt, daß heute hier auch Verlobung sein wird; das sieht nicht danach aus.“

Lina und ihr Bräutigam gingen die Weinberge hinan, aber am Hause des Majors wurden sie festgehalten, denn am Gartenzaun stand der Major rathlos.

Was heut geschehen, war noch nie vorgekommen.

Fräulein Milch hatte sich eingeschlossen, sie mußte etwas ganz Besonderes vorhaben.

Der Major war glücklich, die Verlobung zu vernehmen; er ließ nicht ab, die Brautleute mußten sich in seine Laube setzen; er sagte, Fräulein Milch werde bald kommen.

Fräulein Milch aber saß zum ersten Mal in schwerem Kampfe einsam in ihrer Stube. Die ganze Welt war

ihr gleichgültig gewesen und nur insofern von Bedeutung, als man darin etwas holen konnte, was dem Major angenehm war. Sie fand die Gegend sehr freundlich, sie war dankbar gegen den Boden, der so gute Speise wachsen ließ; auch dem Rhein war sie dankbar, er brachte bisweilen einen guten Fisch, und den Bergen nickte sie zu, als wollte sie sagen: Laßt nur guten Wein wachsen; der Major trinkt gern neuen, nur darf er nicht zu viel davon trinken. So war Fräulein Milch wohlgesinnt gegen Mensch und Thier, gegen Wasser und Pflanze; es war ihr gleichgültig, daß sich Niemand um sie kümmerte; sie hatte jede nähere Beziehung streng abgelehnt. Nun war sie durch die Professorin in die Gemeinschaft eingetreten und war heute so tief gekränkt worden. Sie kannte Bella schon lange, wenn auch nur aus der Ferne, sie haßte Bella schon lange, wenn auch nur aus der Ferne; aber was sie heute erfahren, das war ihr neu und schmerzte sie tief.

O, sagte sie vor sich hin, o, Frau Gräfin, Sie sind sehr tugendhaft . . . höchst tugendhaft . . . und schön sind Sie auch; ich bin aber auch einmal schön und jung gewesen, und Niemand hat es gewagt, mir mit einem unguuten Wort zu nahen; ich bin über die Strafe gegangen ohne Bedienten hinter mir, war mein eigener Bedienter. O, Frau Gräfin, Sie stehen in der Rangliste sehr hoch, Sie werden gar Excellenz genannt! Aber geben Sie Acht, es gibt noch eine andere Rangliste, der Major soll es Ihnen zeigen. Nein, er nicht, es würde ihn zu Tode kränken, aber Herr Dournay, der muß es. Nein . . . Niemand . . . ich allein . . .

Eben als sie sich wieder in sich aufgerichtet hatte, klopfte der Major wieder und rief:

„Fräulein Milch! Liebe gute Rosa,“ setzte er leise hinzu, „Röschen . . . Rosalie!“

„Was soll's?“ hörte der Major.

„Es sind zwei gute Menschen da, der Architekt und Lina, sie sind verlobt und sind zu uns gekommen, daß wir uns mit ihnen freuen. Kommen Sie doch . . . kommen Sie in den Garten und bringen Sie gleich eine Flasche mit und vier Gläser.“

Fräulein Milch öffnete.

Der Major fragte:

„Darf ich nicht wissen, was mit Ihnen vorgegangen ist?“

„Sie werden es erfahren, ganz sicher. Nun aber fragen Sie mich nicht mehr. Also die jungen Leute sind verlobt und sind bei uns? Ich muß mich nur ein wenig umkleiden, ich komme gleich.“

Fräulein Milch wurde ihren Kummer los, indem sich ihr die Pflicht darbot, Glückliche zu erfreuen, und das Brautpaar vergaß die Burg und blieb stundenlang bei Fräulein Milch und dem Major in der Laube sitzen.

Da kam die Zeitung. Der Major hat um Entschuldigung, daß er vor seinen Gästen lese; es müsse was Besonderes darin sein, denn sonst bekäme er die Zeitung immer erst, wenn der Bürgermeister, der Schulmeister und der Barbier sie gelesen; dafür dürfe er sie aber auch behalten, und da er nichts mehr in der Welt dazu thun könnte, sei es gleich, ob er

ein paar Stunden früher oder später erfahre, was vorgehe.

„Ach, da ist ja ein großer schwarzer Strich,“ rief Lina.

„Das ist der Strich des Bürgermeisters,“ sagte der Major. „Fräulein Milch, wollen Sie mir vorlesen? Es muß etwas Besonderes sein.“

Fräulein Milch nahm das Blatt, aber sie fuhr erschreckt zurück, da sie hineingesehen.

„Was ist denn? Lesen Sie, liebe Lina.“

Lina las den bitteren Vorschlag des Professor Crutius; sie wollte nach den ersten Zeilen abbrechen, aber der Major bat:

„Lesen Sie weiter! Nur weiter!“

Und sie las bis zu Ende.

Nach langem schwerem Kopfschütteln sagte der Major:

„O Du grundgütiger Weltenmeister! Was hast Du für Sachen im Weltenbau! Ach, lieber Himmel, es ist doch etwas Schreckliches um solch eine Zeitung; jetzt wissen das alle Menschen.“

Fräulein Milch wollte sagen, daß das, was hier steht, ihr keine Neuigkeit mehr sei; aber sie hatte die Selbstbeherrschung, dies zu unterdrücken. Sie that es, um nicht eine lange Erörterung mit dem Major zu führen, warum sie ihm das nicht längst gesagt. Erst als er sie bat, zur Professorin zu gehen, die tief erschüttert sein werde von dieser Nachricht, sagte sie:

„Die Professorin weiß Alles schon lange und ich auch.“

In seiner Verwirrung fragte der Major gar nicht,

wie das geschehen; er sah sie nur groß an und sagte dann zu Lina und dem Architekten:

„Seht, Kinder, da drunten ist die wunderbar schöne Villa mit dem Park, den Gärten, und im Haus die Millionen . . . Ach! und Roland und Manna! Fräulein Milch, ich bitte, halten Sie mich nicht zurück, ich muß hinunter; kein Mensch kann wissen, was vorgeht, ich muß da helfen. Bitte, Fräulein Milch, thun Sie keine Einsprache.“

„Ich habe ja keine gethan, im Gegentheil, auch ich meine, Sie müssen gehen.“

Noch bevor sie ausgesprochen, kam ein Bote von der Villa, der Major solle hinabkommen.

Lina wollte sich ihm anschließen, aber der Major sagte, daß die Professorin und Tante Claudine Beistand genug seien.

Als der Major fortgehen wollte, rief eine Stimme:

„Herr Major, bleiben Sie noch.“

Mit geröthetem Gesicht, schwer athmend kam Knopf.

„Wissen Sie auch schon?“ fragte der Major.

„Ja freilich, deswegen komme ich. Vielleicht kann ich etwas helfen.“

„Gut, ich gehe, kommen Sie mit. Nein, bleiben Sie hier, bleiben Sie bei ihr. Ich lasse Sie rufen, sobald Sie nöthig sind.“

Und so wanderte der Major den Berg hinab, und die Vier sahen ihm mit schwerem und innigem Blicke nach.

## Achstes Capitel.

Manna, Erich und die Mutter saßen ernst beisammen; sie hatten das schwere Geheimniß einander mitgetheilt, auch vor ihnen lag die Zeitung auf dem Tische. Jetzt trat Roland ein und rief:

„Manna, wir sind Kinder der Schande!“

Drei Menschen liefen auf ihn zu, umhalssten und küßten ihn und hielten ihn fest und warm.

„Sei stark, Bruder!“ sagte Erich, ihn umfassend.

„Stark kann ich Dich hauchen, Bruder!“ Das Wort des Hiawatha umtönte Roland, und irren Blickes schaute er hin und her. Stumm saß er auf einem Stuhl und um ihn her saßen die Menschen, alle ihm so innig nah, Niemand sprach ein Wort . . .

Sonnenkamp war unterdeß am Eingang in den Park abgestiegen. Ein Telegramm wurde ihm übergeben. Der Cabinetsrath zeigte an, daß der Fürst geneigt sein werde, das strafwürdige Benehmen im Schlosse nicht weiter zu verfolgen. Sonnenkamp lachte. Also begnadigt? Und ich soll vielleicht noch danken?

Ein Kampfesmuth war in ihm, als wäre er von einer feindlichen Welt belagert und wehrte mit Heldenkraft die andringenden Feinde zurück; sie sollten ihn nicht aushungern können, nicht die Quelle von Selbstvertrauen und Macht abgraben; er fühlte sich ausgerüstet genug. Branden hat Recht, man läßt sich nicht fortdrängen, man muß der Welt Troß bieten, dann beugt sie sich in Demuth, und übers Jahr —

nein, viel früher, werden sie Alle kommen und ihm schmeicheln.

Hoch aufgerichtet stieg er die Treppe hinan. Er legte den Arm in den Brändens und bat den Sohn — so nannte er jetzt Bränden — den Sohn, auf den er stolz sei, mit seiner ruhigen Sicherheit vor Allem Frau Ceres das Borgesallene mitzutheilen, und zwar in der ihm eigenen leichten, Alles besiegenden Weise.

„Entgegen Sie ihr nichts, wenn sie rast. Das Rasen ist nicht mehr zu fürchten.“

In dieser Aeußerung lag eine Beruhigung, die Sonnenkamp fühlte. Es ist doch besser, daß die ganze Welt ihm entgegensteht, als daß er immer und immer in der Gewalt dieser tückischen, ihn bedrohenden und niederdrückenden Frau ist. Nun hat sie keine Waffe mehr; der Dolch, den sie verborgen gehalten, ist vor aller Welt abgestumpft.

Bränden ging zu Frau Ceres; er mußte lange im Vorzimmer warten, endlich kam Fräulein Perini heraus.

Mit kurzen Worten sagte ihr Bränden, daß das Geheimniß, das sie ihm anvertraut und das er bisher so treu bewahrt, offenbar geworden.

„So bald?“ sagte Fräulein Perini und ging mit Bränden nach dem innern Zimmer.

Frau Ceres reichte die linke Hand zum Kusse dar und fragte, ob Bränden die Zeichnung des Wappens mitgebracht habe; sie wies auf einen Stickerahmen, auf welchem sie sofort das Wappen stecken wolle; auch auf die Altardecke wies sie, deren Einfassung bereits vollendet war.

Mit großer Behutsamkeit brachte Branden die Darstellung der Ereignisse vor.

„Und er sagte immer, ich sei dumm! Ich bin geschiedter als er,“ stieß Frau Ceres heraus; „habe ihm immer gesagt, in Europa ist nichts für uns. Dort hätten wir bleiben sollen. Nicht wahr, jetzt hat er es? Er schämt sich und hat deshalb Sie geschickt. Er schämt sich, weil ich, die Alberne, die nichts gelernt hat, die Sache besser wußte als er.“

In diesem ersten Augenblicke schien die Schadenfreude alle anderen Empfindungen in Frau Ceres zu beherrschen; der Mann, der sie beständig wie ein gebrechliches Spielzeug behandelte, mußte jetzt sehen, daß sie weiter zu denken vermochte als er.

Lange saß sie schweigend da. Sie hatte dabei einen höhnisch triumphirenden Ausdruck, als ob sie alle Gedanken, die sie hegte, ihrem Manne zurief. Branden glaubte hinzufügen zu müssen, daß binnen Kurzem das Haus wieder in altem Ansehen stehen würde.

„Glauben Sie, daß wir dann geadelt werden?“

Branden war in Verlegenheit, was er erwidern sollte; es schien, als ob die Frau doch nicht begreife, was vorgegangen. Er wich einer geraden Antwort aus und sagte nur, daß er dem Hause Treue halte und sich als Sohn des Hauses betrachte.

„Ja, morgen soll die Hochzeit sein. Sie machen in Europa so lange Umstände. Ich fahre mit Euch zur Kirche. Wo ist denn Manna? Sie hat mich entsehrlich vernachlässigt. Dies Zusammenstecken mit den

Dournay's wird nun auch aufhören. Dulden Sie es nicht, lieber Baron."

Sie bat Fräulein Perini, Manna herbeizurufen.

Branden ersuchte die Mutter — so nannte er jetzt Frau Ceres — Fräulein Manna noch einige Tage gewähren zu lassen; er werde allein mit ihr sprechen und dann würden sie gemeinsam zur Mutter kommen, um ihren Segen zu erbitten.

"Ich segne Sie schon jetzt," sagte Frau Ceres.

Sie erzählte, daß Bella da gewesen, sich aber kaum bei ihr gezeigt habe und in ganz unbegreiflicher Weise wieder davon gefahren sei.

Da tönte ein Schuß . . .

"Er hat sich erschossen! Er hat es gethan . . . jetzt!" rief Frau Ceres und stieß einen eigenthümlichen Ton aus; es war nicht Jammer, nicht Lachen, es war ein seltsamer, unfaßlicher Laut.

Branden eilte davon.

### Neuntes Capitel.

In seinem Zimmer hatte Sonnenkamp gefessen; vor ihm lag der Briefbeutel, er öffnete ihn nicht. Was liegt daran, was die Welt draußen will? In ihm raste der Gedanke, daß er etwas thun müsse, etwas Empörendes, alle Welt Niedererschmetterndes. Was? Er weiß es noch nicht. Stumm saß er mitten in der schönsten Landschaft bei verhängtem Fenster, wie in einem Keller.

Nur nicht weich werden! rief er sich zu. Was hast Du gethan? Ernst hast Du gemacht und Du bleibst dabei. Es ist gut, daß nichts mehr zu verbergen, daß Alles bekannt ist . . .

Er ging in den Park nach dem Treibhause. Er stand bei seiner unvergleichlichen Sammlung von Eriken aller Art, und wie im Fluge wandelten seine Gedanken nach all den Orten, wo diese Eriken heimisch, denn es war nicht Täuschung gewesen, als er Erich bei dessen Eintritt gesagt hatte: ich bin an den meisten Orten gewesen, wo diese Pflanzen wild wachsen. Muß man denn hier an diesem Orte hasten?

Er ging nach dem Obstgarten und sah, wie hier die großen Früchte prangten; bei einzelnen Früchten waren an Drähten mit Wasser gefüllte Glaskugeln untergesetzt, damit immer Wasser verdampfe und die Frucht nähere. Das Alles kann man machen. Man kann der Natur den Weg weisen. Warum den Menschen nicht? Warum dem Schicksal nicht? Er sah die großen Früchte an, als könnten sie ihm Antwort geben. Lange stand er vor einem Baume, den er in Form einer Grafenkrone gezogen, und starrte auf die Zweige.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und verschloß es. Er nahm einen Revolver von der Wand . . . da klopfte es.

„Was gibt's? Was ist?“

Ein Reitknecht nannte seinen Namen; Sonnenkamp öffnete. Der Reitknecht berichtete, daß der Rappe des Herrn röchele und Schaum vor dem Maul habe, er sei krank und man wisse nicht woher.

„So?“ rief Sonnenkamp. „Habt Ihr den Klappen nicht, wie befohlen, als Handpferd spazieren geführt?“

„Ja. Soll ich den Thierarzt holen?“

„Nein! Komm, ich will ihn schnell curiren.“

Er ging hinab in den Stall, er schaute den Klappen grimmig an, dann stellte er sich an dessen Kopf und schoß ihn ins Hirn; das Pferd röchelte tief auf und stürzte nieder.

Als er eben den Stall verließ, kam ihm Branden entgegen.

„Was haben Sie gethan?“

„Bah! Ich habe ein Pferd erschossen, und Jeder, der nicht unterdrückt,“ rief er laut, so daß alle Diener es hörten, „soll wissen, was ihm bevorsteht!“

Er befahl dem Reitknecht, ihm ein anderes Pferd zu satteln.

Joseph kam mit der Anfrage von Frau Ceres, was geschehen sei.

Sonnenkamp ließ ihr melden, daß er den Klappen erschossen. Er lächelte, als er den Bericht Brandens von der Stimmung seiner Frau hörte, vermied indeß, zu ihr zu gehen.

Das große Haus bot die Möglichkeit, daß Jedes für sich lebte.

Er ging zur Professorin, es war ihm schwer, vor sie und Erich zu treten, aber es mußte sein; er mußte sich waffnen, allen Menschen keck ins Antlitz zu schauen. War er denn ein Feigling? Hatte er nicht der Welt Trotz geboten, und sollte er nun diese Lehrersfamilie fürchten?

Er trat in das grüne Haus. Er reichte weder der Professorin, noch Erich die Hand, er fragte nur, wo die Kinder seien. Er erhielt die Antwort, sie hätten sich in die Bibliothek eingeschlossen.

Mit leichtem Tone sagte Sonnenkamp, es sei ihm erwünscht, daß er nun offen über seine Verhältnisse mit ihnen sprechen könne; er werde zur Zeit schon Alles erklären.

Er ging ruhig wieder davon; er stand eine Weile am Bibliothekszimmer und hörte drinnen Roland und Manna sprechen, aber er verstand nichts.

Er klopfte zweimal an, kein Laut wurde vernehmbar. Er ging davon.

Er kehrte nach der Villa zurück und stieg zu Pferde; er ritt nach der Villa des Cabinetraths, und wollte der Frau seine Meinung sagen. Wie er so dahin ritt, war es ihm, als ob der Reitknecht hinter ihm plötzlich anhielte, und dann wieder, als ob zwei hinter ihm drein ritten. Wer ist das fremde Geleite? Er zwang sich, nicht umzuschauen. Das Pferd zitterte unter dem Druck seiner Schenkel. Er kam beim Landhause des Cabinetraths an, er hielt am Thor und fragte nach der Frau.

Der Gärtner sagte, daß sie nicht da sei und daß sie überhaupt nie mehr käme.

Hell auflachend hörte Sonnenkamp die Nachricht, daß seit gestern die Villa an den amerikanischen Consul in der Residenz verkauft sei mit Allem, was darin. Er ist überlistet, die Leute sind nicht mehr seine Nachbarn, und vom Zurückfordern des eigentlich nur mit

einer Scheinsumme Bezahlten kann nicht mehr die Rede sein. Aber fürchtet denn der Cabinetsrath nicht, daß seine Bestechlichkeit offenbar gemacht werde?

Der Schlangkopf weiß dadurch Schweigsamkeit zu erkaufen, daß er die gerichtliche Untersuchung wegen Beleidigung des Fürsten niederschlägt.

Nach dem ersten Aerger hatte Sonnenkamp wieder seine gewohnte besondere Freude daran, daß so viel kluge Menschen auf der Welt sind; es ist doch eine Lust, was für Füchse und Luchse überall stecken und ihre besonderen Masken haben.

Ein Hoflakai kam des Weges daher geritten.

Sonnenkamp hielt ihn an.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er den Hoflakai im Anhalten.

„Nach Billa Eden.“

„Zu wem?“

„Zur Professorin Dournay.“

„Darf man wissen, wer Sie schickt und was Sie wollen?“

„Warum nicht?“

„Nun, was gib't's?“

„Die Professorin ist ehemals Hofdame bei der gnädigen Fürstin Mutter gewesen und die gnädige Fürstin hat sie sehr gern gehabt.“

„Gut, gut. Und nun?“

„Ja, nun soll die Professorin bei einem entsetzlichen Mann wohnen, der die ganze Welt betrogen hat und Sklavenhändler ist; da ist man ja keine Minute seines Lebens sicher, und da schickt mich nun die gnädige

Fürstin, ich soll die Professorin, wenn sie will, gleich mitnehmen, damit sie von diesem Ungeheuer fortkommen kann.“

Der Lakai sah staunend auf, wie der Mann, der ihn ausgefragt hatte, ohne ein Wort zu erwidern, davon ritt.

In Sonnenkamp kochte die Wuth; aber bald lachte er hell auf.

So ist's recht! Furcht . . . Furcht hat die ganze Welt vor ihm! Das gibt Kraft, das ist noch besser als die einfältige Ehre, wobei man noch schön thun muß.

Er ritt nach der Burg. Hier waren die Arbeiter, die an einem Seitengebäude bauten; sie grüßten offenbar widerwillig. Sonnenkamp lächelte; sie müssen ihn doch grüßen. Er hätte gern die ganze Welt versammelt, um ihr auf Einmal trotzig ins Anlitz zu schauen.

Er ritt nach dem Hause des Majors.

Fräulein Milch stand am Fenster, und bevor er fragte, rief sie hinab:

„Der Herr Major ist nicht zu Hause.“

So ritt er heimwärts.

Als er an die Gartenmauer kam, bemerkte er, daß hier etwas mit großen Buchstaben angeschrieben war; er ritt näher und sah, daß durch einander vielfach angeschrieben war: Sklavenhändler! Sklavenmörder! Ein Künstler von etwas ungeübtem Talent hatte sogar einen Galgen abgebildet, daran hing eine Figur, die die Zunge herausstreckte, und auf der Zunge stand: Sklavenhändler! Er befahl dem Castellan, besser Acht zu geben und die frechen Menschen, die solches thun, niederzuschießen.

Der Castellan erklärte:

„Ich schieße nicht, zu Martini verlasse ich ja ohnedies den Dienst.“

Sonnenkamp ritt nach dem grünen Hause zurück, er wollte seine Kinder herausholen und der Professorin sagen, daß sie keine Gaben mehr dem Gesindel geben dürfe, das es gewagt, solche Worte an die Wand seines Gartens zu schreiben. Aber er kehrte wieder um. Das Beste ist, man läßt nichts merken.

Schnaubend vor Wuth kam er in seinem Zimmer an, und es dächte ihm, daß dies Haus nicht mehr sein eigen sei; alle Menschen der Umgegend dringen ein, verhöhrend, hemitleidend; er lebt wie auf der Straße, Jeder spricht über ihn und er kann ihm nicht wehren.

Er stampfte mit dem Fuße auf.

Du hast gewollt, daß Jeder von Dir spreche, nun thun sie es — aber wie!

„Ich verachte Euch Alle!“ rief er.

### Behntes Capitel.

Roland und Manna saßen in der Bibliothek neben einander und hielten sich an der Hand; sie waren wie Kinder, die, vom Sturm verschlagen, sich in fremder Hütte geborgen finden. Lange konnten sie kein Wort sprechen. Manna faßte sich, und mit der Hand das Antlitz ihres Bruders streichelnd, suchte sie ihn in gewaltsam aufgewecktem Tone zu beruhigen.

„Ach, sprich nicht,“ erwiderte Roland, „mir sticht jedes Wort ins Hirn, auch die Worte von Deiner Stimme. O Schwester! Da stehen die Bücher, hunderte und hunderte, glaubst Du, daß in all den Büchern ein Schicksal verzeichnet ist, das dem unsern gleich? Nein, gewiß nicht.“

Nach einer längeren Pause begann Manna:

„Nun kann ich Dir auch sagen, was ich damals meinte, daß ich die Iphigenie sein wollte; ich wollte mich opfern für Euch Alle, um die Sühne von Euch zu nehmen.“

„Ach, Drest . . . Iphigenia. Drest war glücklich, er konnte die Götter zu Delphi befragen, damals konnte man Götter versöhnen; sie mußten Antwort geben. Und jetzt? Wir? Wo ist noch ein Mund, der Antwort gibt im Namen der Götter? Die Griechen hatten auch Sklaven, und wir? Sie sagen, die Liebe sei in die Welt gekommen, alle Menschen seien Gottes Kinder! . . . Kinder Gottes als Sklaven! Die Priester taufte diese Kinder und ließen sie Sklaven bleiben! Weh, ich werde wahnsinnig! . . . Ach, ich muß noch ein langes Leben tragen . . . muß das tragen, Alles! Ich habe einen schwarzen Fleck vor dem Auge, er liegt auf Allem, was ich sehe . . . Alles ist schwarz . . . schwarz! Als der Krischer verhaftet wurde . . . Kinder theilen nicht das Vergehen des Vaters. Wo ist die Gerechtigkeit? . . . Hilf mir, Schwester! . . . hilf mir doch!“

„Ich kann nicht, ich fasse es nicht!“

Wieder saßen die Geschwister still, da plötzlich warf sich Roland an Manna's Brust und sprach, sein Gesicht verbergend:

„Manna, ich habe mich tödten wollen, ich konnte es nicht ertragen. Gestern noch Alles so schön . . . Aber hier in Dein Herz hinein rufe ich es: ich will leben; ich weiß nicht, was ich noch thun soll und muß, aber ich muß leben! Ich will den Jammer der Eltern nicht noch vermehren. Helfen, helfen . . . aber wie? wo?“

Wieder legte Roland sein Haupt auf die Lehne des Sopha's zurück und dumpf vor sich hin murmelte er:

„Er hat es nicht sofort ausgeführt und nun geschieht es nie.“

„Was denn?“ fragte Manna.

Roland sah sie starren Blickes an, aber er drückte es in sich zurück, daß er den Vater ermahnt hatte, all das Besizthum von sich zu werfen, und daß der Vater ihn getröstet. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder, stumpf wie in grausenhafte Leere hineinschauend; zertrümmert, zermalmt war Alles in ihm.

Manna erkannte das, sie kniete an dem Sopha nieder und rief:

„Roland, ich habe Dir etwas zu sagen, Erich und ich . . .“

„Was?“ rief Roland, sich aufrichtend.

„Erich und ich, wir sind verlobt.“

„Du? Ihr?“

Er sprang auf, preßte sie in seine Arme und nochmals rief er:

„Du? Ihr?“

„Ja, Roland. Und er wußte Alles.“

„Er wußte Alles? Und er hat Dich nicht verschmäht . . . und mich . . . so treu! . . .“

Lange hielten sich Roland und Manna fest umschlungen. Es klopfte an die Thür, die Geschwister ließen einander los und schauten sich zitternd an. Ein Jedes wußte, daß es der Vater ist, der klopft, und Keines sagte es dem Andern. Es klopfte nochmals, noch immer schwiegen die Beiden. Schritte entfernten sich von der Thür, sie kannten den Schritt des Vaters; sie wußten, was es ist, daß der Vater klopft, und die Kinder öffnieten ihm nicht, und Beide hielten sich zurück, das einander kund zu geben.

Die Gedanken Rolands mußten von Haus zu Haus gegangen sein, denn er sagte jetzt:

„Herr von Branden hat mir gerathen, ins päpstliche Heer einzutreten. O, wüßte ich ein Kampfesfeld für das, was alle Menschen zu Brüdern macht . . . o, wüßte ich es, wie gern wollte ich sterben. Aber das wird nicht auf dem Schlachtfeld gewonnen. Ach, Schwester! Ich weiß nicht mehr, was ich denke, was ich rede . . .“

„Laß uns heimkehren!“ sagte Manna endlich.

„Heim! Heim! Was ist denn noch unser? Was darf denn noch unser sein?“

Dennoch richtete sich Roland auf und Hand in Hand ging er mit Manna durch die Wiese nach der Villa.

Die Sonne schien so hell, das Heu duftete so würzig, auf dem Strome rauschten die Schiffe auf und ab, und eben bewegte sich ein lustiger Zug die Straße dahin; es war ein sogenannter Herbstmuck. Auf einem Fasse saß der zweite Sohn der Krüschers als Bacchus

mit Weinlaub bekränzt; um ihn auf dem Wagen standen Mädchen, weiß gekleidet, mit aufgelösten Haaren; sie schlangen Krüge, jauchzten und jubelten. Auf den Pferden saßen mit Moos verummte Gestalten. Alles jauchzte und schrie und Pistolenschüsse knallten.

Die Geschwister standen und sahen dem fröhlichen Zuge nach, der hinter den Bäumen verschwand.

Einsam ist der Trauernde, wie in einen Kerker eingeschlossen der von einer Seelenpein Belastete . . . da draußen leben die Freudigen und Freien.

Still gingen die Geschwister weiter und Roland sagte endlich:

„Ich weiß nicht, wie mir ist, ich meine, ich träume nur und sähe Alles wie ein abgeschiedener Geist. Es ist Alles so fern, so unerreichbar, so trüb, so schattenhaft. Wenn ich Dich sehe, so meine ich immer, es läge eine entsetzliche Weite zwischen uns. Und der Vater! . . . die Mutter!“

Wir sah er um sich her, als sähe er überall Gespenster.

Manna faßte seine Hand fester, er ward ruhiger, ja er lächelte sogar.

Greif kam jetzt herangesprungen, er zeigte die Freude, seinen jungen Herrn wiederzusehen, und sprang immer an ihm empor. Roland streichelte ihn und sagte:

„Ja, lieber Greif, damals, als ich dich verlor und vergessen hatte, da fandest du den Heimweg. Ach, lieber Greif, könnte ich jetzt nur auch einen Heimweg finden! . . . Ich bin nicht dein Herr, ich bin gar nichts.“

Der Hund schien die traurigen Mienen und Worte

Nolands zu verstehen, er sah ihn so treuherzig an, senkte den Kopf, dann bellte er. Wer weiß, was er sagen wollte?

Die beiden Geschwister standen am Ufer des Rheines. Roland rief:

„Ich sehe mein Bild im Wasser, o Schwester, es ist kein Brandmal auf meiner Stirn . . . kein Brandmal . . . und doch . . .“

Er weinte bitterlich.

„Komm, laß uns weiter gehen,“ beruhigte Manna.

„Weiter . . . weiter! Ja, unser Weg ist weit, unendlich weit,“ wiederholte Roland und ließ sich von der Schwester geleiten.

Sie kamen in den Hof der Villa. Da wurden die Pferde mit den Decken langsam vorübergeführt.

Roland sagte dumpf vor sich hin: Nehmt die Decken ab und deckt die Schande damit zu! Laßt die Pferde alle ins Freie springen, wir haben keine Macht mehr über sie, sie sind nicht unser! . . .

Er bat Manna, mit in den Stall zu gehen.

Wie um Ehre bettelnd schaute er den Dienern ins Antlitz, und war dankbar, daß sie ihn grüßten, ihn fragten, was er befehle. Die Menschen begrüßten ihn noch, gehorchten ihm noch!

Er streichelte sein Pony und weinte an seinem Halse.

„O Puck! Wann wirst du mich je wieder in Lust tragen?“

Die Hunde sprangen um ihn her, er nickte ihnen zu und schmerzlich sagte er zu Manna:

„Die Thiere sind doch die glücklichsten Geschöpfe

auf der Welt. „Ach, mein guter Puck, was hast du eine schöne lange Mähne!“

Es lag etwas wie zum Bahnhut Verschärftes im Denken Rolands, und die lange Mähne des Thieres zerrend, rief er:

„Wenn die Sklaven nicht reden könnten, nicht beten, wären sie auch glücklich wie du und wie ihr da, getreuen Hunde!“

Manna ängstigte sich vor diesem Alles verkehrenden Denken Rolands. Sie sagte:

„Du solltest Dich jetzt immer an Erich halten, ihn keine Minute verlassen.“

„Nein, bin kein Knabe mehr, die Pfeile Apollo's lassen sich nicht abhalten.“

Manna begriff nicht, was Roland sagte, sein Geist schien ihr verwirrt und er erklärte nicht, wie ihm plötzlich die Niobiden-Gruppe vor Augen stand.

Erst nach einer Weile sagte er:

„Das Mädchen verbirgt sich im Schooß der Mutter, der Knabe aber hält die Hand empor, schützt sich selbst vor dem tödtlichen Pfeil. In der Nacht, als ich zu Erich wanderte, habe ich die Geschichte vom Lachgeist gehört. Es dauert lang, bis aus der Eichel ein Baum erwächst und aus dem Baum eine Wiege gezimmert wird, und das Kind, das in der Wiege liegt, macht die Thür auf. Hörst Du nicht auch? Er lacht, er muß umwandeln.“

Manna hat ihn, ruhig zu sein, und sagte:

„Ich muß zum Vater.“

„Und ich zur Mutter.“

Auf der Treppe begegnete ihnen Branden, er streckte Manna die Hand entgegen und sie sagte:

„Ich bin Ihnen unsäglich dankbar für die große Treue, die Sie meinem Vater beweisen.“

„Bitte, verweilen Sie noch.“

„Nein, ich kann jetzt nicht . . . mehr nicht.“

Die Geschwister ließen von einander los und als Roland bei der Mutter eintrat, sagte diese:

„Kümmere Dich nicht um diese ganze alte Welt, wir ziehen wieder in die neue, nach Deiner wirklichen Heimat.“

Roland hörte diese Worte, als kämen sie aus der Ferne. Aus dem Chaos tauchte etwas auf, aber es versank schnell wieder.

„Warte einen Augenblick, es ist Zeit, zur Tafel zu gehen,“ sagte die Mutter.

Sie nahm einen Shawl über und ging mit Roland nach dem Speisesaal.

Hier war auch Branden und Fräulein Perini; Beide standen in leisem Gespräch.

Erich kam, Roland stellte sich zu ihm.

Man mußte lange warten, bis Sonnenkamp kam, und erst geraume Zeit nach ihm kam auch Manna.

Ihre Wangen glühten.

Man saß bei Tische hier so nahe beisammen und weit — weit entfernt waren Viele von einander. Nur einmal sahen Erich und Manna einander an; es lag ein verständnißvoller Ausdruck in ihrem Blicke. Leise sagte Roland zu Erich:

„Als der Krischer vom Gericht heimkam, standen Kartoffeln auf seinem Tisch.“

Erich legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, er wußte, was Alles bei dieser Erinnerung in der Seele des Jünglings vorging. Der Krischer war unschuldig gewesen, und hier? . . .

Roland versuchte keinen Bissen.

Branken zeigte seine ganze Gewandtheit, indem er allerlei Unverfängliches vorzubringen wußte; der Bau der Burg bot ihm reichlichen Stoff.

Man stand vom Tische auf und wieder zerstreute sich Alles. Roland bat Erich, ihn heute allein zu lassen.

### Elftes Capitel.

Es war Abend. Roland ging durch das Dorf. In den Gassen schwebte ein Duft des jungen Weines, alle Menschen waren fröhlich und geschäftig; die Weinkeltern knarnten und troffen, auf den Straßen gingen Männer langsam, sie trugen schwere volle Bütteln auf dem Rücken. Er sah Väter und Söhne mit einander arbeiten. Wer nur auch so leben könnte . . .

Roland sah die Menschen alle fragend an; er stand ihnen gegenüber wie ein Bettler, der um ein Almosen Liebe, Güte, Mitleid für sich und seinen Vater bittet.

Er sah die Häuser, wohin er an seinem Geburtstag beglückende Geschenke gebracht; die Menschen dankten seinem zuvorkommenden Gruße, aber sie waren nicht erfreut und geehrt wie sonst. Er verließ das Dorf.

Draußen am Ufer hinter einer Hecke saß er wie damals, bevor er zu Erich gewandert.

Das war eine andere Trauer wie damals, und damals gab's ein Ziel zur Befreiung.

Eine Wasseramsel flog neben ihm auf. In kindischem Selbstvergeffen bog er die Zweige auseinander und sah ein Nest mit fünf Jungen, die die Schnäbel aufsperrten. Wie glücklich wäre er vor Zeiten mit solch einem Fund gewesen! Jetzt stand er da und in ihm klagte es:

Ach, ihr seid daheim!

Er hörte einen Wagen die Straße daher knarren und es fiel ihm jener arme Knecht ein in der Nacht, der lieber hungern und betteln als unrecht Gut besitzen wollte.

Nicht weit von ihm am Ufer wurde ein Kahn von der Kette gelöst, er hörte die Kette rasseln und es ging ihm durch das Herz: er hörte die Sklaven, wie sie in eine lange Kette eingereiht dahin wandelten . . . Dazwischen tauchte in seiner Vorstellung auf, wie das Erdmännchen und der Reitknecht gefesselt die Straße dahin gingen, und hinter ihnen der Landjäger mit geladenem Gewehr, das blinkte in der Sonne.

Er schaute auf.

Dort ging in der That ein Landjäger. Wenn er kam, um seinen Vater zu verhaften?

O nein, dafür gibt es kein Gericht.

Sein Blick war auf den Busch geheftet, hinter dem der Landjäger verschwand. Er dachte sich hin zu Clodwig, zum Doctor, zum Major, zum Krischer. Was sagen sie alle?

Hier unter den Weiden am Ufer ging es in dem belasteten zerrissenen jungen Herzen auf: der Mensch lebt nicht für sich allein. Es gibt eine unsichtbare und unzerreißbare Gemeinsamkeit: das Band der Achtung, der Ehre, ein treues Gedenken, eine thätige Liebe.

Roland erhob sich, er ging zum Krischer.

Behenden Schrittes, mit Herzklopfen, als erwarte er dort etwas, was er nicht ahnen könne, wanderte er den Berg hinauf. Vor dem Dorfe begegnete ihm der zweite Sohn des Krischers, auch er ging langsam, er trug eine schwere Bütte mit jungem Wein. Der Bursche war von gleichem Alter mit Roland und schon von ferne rief er Roland zu:

„Der Vater hat's gesagt, daß Sie kommen. Gehen Sie nur hinein, er wartet auf Sie.“

Als Roland in das Haus des Krischers eintrat, rief ihm dieser entgegen:

„Hab's gewußt, daß Sie kommen! Brauchen nichts erzählen, weiß Alles, schon lang. Kann Ihnen etwas geben.“

„Was denn?“

„Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die helfen: Beten und Trinken. Kannst Du nicht beten, so kaufe Dir einen Rausch, trinke, trinke bis genug, das ist das Beste, was man kaufen kann.“

„Schäme Dich,“ entgegnete Roland, „schäme Dich! Es muß etwas Besseres geben.“

„Was denn? Was?“

„Man muß einander helfen auf der Welt, da ist Keiner zu gering, und Keiner zu hoch.“

„Suche!“ rief der Krischer. „Ein Prachtbursch! Mögen Recht haben. Sie haben's gewonnen. Jetzt aber, hellauf! Krämen Sie sich Ihr junges Leben nicht ab. Ihr Vater ist zu bemitleiden, ist ein armer Mann mit seinen Millionen. Jetzt zeigen Sie, daß Sie ein Bursch sind, der es werth ist, daß ihn die Sonne bescheint. Horch! gib Acht!“ unterbrach er sich plötzlich.

Die Schwarzamsel sang die Melodie: Freut Euch des Lebens. Roland und der Krischer sahen einander an und Roland lächelte.

„So recht!“ rief der Krischer. „Lernen Sie das auch ein! Freut Euch des Lebens — alles Andere ist dummes Zeug. Das Thier ist geschickt. Hast Deine Sache gut gemacht,“ nickte er der Schwarzamsel zu, die den Mann und den Jüngling mit klugen Augen ansah, als wüßte sie, was sie gethan, und sei des Beifalls sicher. Und zu Roland gewendet, fuhr der Krischer fröhlich fort:

„So . . . so ist's recht! . . . Kopf in die Höh! Und wenn Sie einen Menschen brauchen, rufen Sie mich. Sie haben mich aus dem Gefängniß heimgeführt, das vergesse ich nicht. Jetzt seien Sie lustig, Ihre Hunde sind es auch.“

Er nahm einen Laib Brod, den Roland den Hunden zum Verspeisen geben sollte, aber kaum hatte Roland den Hunden einige Stücke gegeben, als er selbst aß und mit wahren Heißhunger.

„Gewonnen! gewonnen!“ schrie der Krischer. „Du hast Hunger. Jez laß nur ruhig das Wasser den Rhein hinunter laufen, morgen ist auch ein Tag, und mit dem Sterben wollen wir warten bis zulezt.“

Erich hatte geahnt, daß Roland beim Krischer sein werde, und war ihm nachgegangen und auf den ersten Blick sah er, daß ein Umschlag in der Stimmung Rolands eingetreten war. Sie gingen mit einander heim und Roland sagte:

„Beim Krischer ist es über mich gekommen: was würde jetzt Benjamin Franklin zu mir sagen? Weist Du es?“

„Nicht ganz, aber ich glaube, er würde sagen: ein Mensch, der nur leidet, steht auf der Stufe des Thieres, das aus einem Unfall nichts schaffen kann. Die Menschenkraft beginnt da, wo Du erfassst, begreifst und beherrschst, was Du leidest, und aus Dir selbst etwas machst. Wenn Du schlaff Dich im Leide verfincken lässest, so bist Du selbst an Deinem Unheil schuld. Raffe Dich auf. Hast Du etwas und bist Du etwas, um dessentwillen Du Dich selbst lieben darfst, so kannst Du auch Liebe von Deinen Nächsten erwarten.“

Roland erwiderte: „Auch ich habe mir gedacht, was Benjamin Franklin sagen würde. Ich sah ihn vor mir mit seinem milden Gesicht, seinen langen, schneeweißen Haaren, und er sagte: Merke Dir, das Aergste ist nicht das, was Schande vor der Welt bringt, sondern, daß Schande Dich zwingen will, verkehrt zu denken und alle Menschen schlecht anzusehen.“

Sonnenkamp und Branden hatten ihn zur Menschenverachtung anleiten wollen, aber gerade dadurch hatte sich ihm eine Gedankenbildung erweckt, die sicheren Halt gab. Der Jüngling war zu einem männlichen Entschlusse gekommen.

Erich sprach kein Wort; er hütete sich, das anzurufen, was sich in der Seele der Jünglings so sicher und fest gestaltete.

Mit einer aus tiefstem Schmerz gewonnenen Beruhigung kehrten Beide in die Villa zurück.

Sie kamen an die Gartenmauer, wo der Castellan etwas von den Wänden fragte.

„Dort steht's! dort steht's!“ rief Roland. „Ich habe es gelesen!“

Der Castellan fragte mit einem scharfen Eisen den Mörtel ab, und dieses Kragen ging Roland an das Herz, als ob etwas unmittelbar daran nage. Alle Besinnung und Fassung, die er gewonnen hatte, schien verschwunden.

„Da steht's!“ rief er. „Morgen wird man es wieder abkragen müssen, und übermorgen wieder und alle Zeit. Ach, Erich, warum sind die Menschen so böse? Was hilft es ihnen, daß sie uns beschimpfen?“

Erich tröstete, daß die Menschen nicht eigentlich böse seien, sie neckten und spotteten nur gern.

Er geleitete Roland auf sein Zimmer und hier saß der Jüngling still, die Faust an die Lippe gepreßt.

Er trat ans Fenster und schaute hinab in den Park, hinauf zum Himmel, wo sich die Schwalben in großen Rotten versammelten, um übers Meer nach warmen Ländern zu ziehen . . . Alles hat seine Heimat; die Pflanze, die sich nicht bewegen kann, wird in sichere Obhut gebracht, und die Schwalbe zieht dahin, wo es ihr wohllich ist. Wer uns nur sagen könnte, wo es uns wohllich ist! . . .

Er zuckte plötzlich vom Fenster zurück, denn er sah den Fürsten Valerian in den Hof einreiten; hinter dem Fürsten drein kam der Doctor in seinem Wagen. Roland hat Erich, ihn allein zu lassen und Niemand zu ihm zu bringen.

Erich ging und Roland verschloß seine Stube.

### Zwölftes Capitel.

In seinem großen Zimmer saß Sonnenkamp allein; er schaute hinauf nach der Burg, die fast fertig ausgebaut war. Wer wird darin wohnen? Er wendete den Blick ab. Lange stand er vor dem Bilde Rolands.

„Man sollte kein Kind haben, nichts von ihnen wissen,“ rief er. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme.

Er öffnete den Geldschrank, er suchte etwas; er starrte auf die wohlgeordneten Papiere, auf die Schiebladen, die das gemünzte und ungemünzte Gold enthielten.

„Was könnt ihr mir helfen? Und doch . . .“

Es klopfte an die Thür. Joseph meldete den Fürsten Valerian.

Sonnenkamp öffnete. Fürst Valerian sagte mit freundlichen Worten, daß er gekommen sei, da er vielleicht in irgend etwas Beistand leisten könne, auch Herr Weidmann . . .

„Brauche keinen Beistand! Brauche Niemand!“ unterbrach Sonnenkamp, schlug die Thür zu und verriegelte sie wieder.

„Ich habe kein Mitleid und will kein Mitleid,“  
sagte er vor sich hin. Da klopfte es wieder.

„Was ist? Warum läßt man mich nicht in Ruh?“  
Durch das Schlüsselloch rief eine Frauenstimme:

„Ich, Gräfin Bella, bin's.“

Sonnenkamp zitterte.

Ist das eine Intrigue? Will ihn Jemand sprechen,  
der diesen Namen annimmt und diese Stimme?

Gut. Wenigstens ist die Person sehr klug, die diese  
Maske vornimmt. Wollen doch sehen.

Er öffnete. Bella stand vor ihm.

„Geben Sie mir Ihre Hand!“ rief sie. Sie über-  
reichte ihm ein Papier. „Hier, lesen Sie. Das ist sein  
Gutachten, da steht's; er ist voll Geringschätzung des  
Adels und doch —“

Sonnenkamp überflog die Schrift, die Clodwig als  
Gutachten an den Fürsten abgegeben hatte. Er wollte  
Bella sagen, daß ihm das jetzt gleichgültig sei, denn  
die Vereitelung seines Planes war nicht durch Clod-  
wig, sondern durch Crutius herbeigeführt; aber er er-  
kannte, was Bella damit gethan, daß sie ihm die  
Schrift überbrachte, und er sprach seine Dankbarkeit  
und Erkenntlichkeit aus.

Die Schrift in seiner Hand, von ihr übergeben,  
bildete eine Grundlage . . . wozu? Es wird sich finden.  
Er kannte Bella genug, um zu wissen, daß sie dies  
nur that, um in ein großes Abenteuer einzugreifen.  
Er sah ihre Aufregung; sie will bewegen, herrschen,  
bestimmen . . . wozu? Vielleicht weiß sie es selbst nicht.

Mit großer Ruhe sagte er, er erkenne es als einen

falschen Versuch, ja fast als eine Abtrünnigkeit, daß er um seiner Kinder willen sich hier habe fest ansiedeln und den Adel erlangen wollen. Das sei nun vorbei; er stehe wieder ganz und allein auf seinem Posten.

Nun legte er Bella dar, welch ein großer Kampf sich in der neuen Welt vorbereite und wie er in der alten mitwirke zur Erforschung der europäischen Höfe, zur Erwerbung von Hilfsmitteln zu jenem großen Kampfe, der entscheiden solle, ob es noch freie, herrschende Menschen geben solle.

„Es ist besser so,“ sagte er; „mein Schicksal ist verbunden mit dem großen, mein Sieg ist eingeschlossen in den großen Sieg, wie mein Untergang.“

Bella hörte ihn mit gespannten Mienen an, dann sagte sie:

„Buppen sind die Menschen um Sie herum! Füllsel für Uniformen! Feige Professoren- und Journalistenknechte! Sie haben den Popanz Humanität, vor dem fürchten sie sich, verkriechen sich wie die Kinder vor dem Wolf. Sie allein sind ein Mann, Sie haben gethan, was die andern Alle möchten — nein, nicht Alle, aber doch die Einzigen, die Mark in sich haben. Aber sie bekennen sich nicht offen zu dem, der ausführte, wozu sie die Kraft nicht haben und den Muth nicht. Diese Herrchen haben Schwerter, tragen Galanteriedegen und fürchten sich vor dem spanischen Röhrchen des Schulmeisters, der ihnen auf die Finger klopft und sagt: Wißt ihr denn nicht, daß wir in der Epoche — oder nennt man es Zeitalter oder Säculum — der heiligen Humanität leben? Wie viele von diesen

Puppen befäßen denn den Adel, wenn sie ihn selbst erwerben müßten wie Sie? Die Excellenzen graben nach Nesten aus der Römerwelt; die Römer waren stark und verhöhnten den, der von einem Recht der Sklaven gesprochen hätte. Wären Sie in meiner Jugend gekommen, ich wäre mit Ihnen in die weite Welt gezogen; Sie haben eine napoleonische Ader in sich. Geben Sie mir Ihre Hand!“

Sie reichte ihm beide Hände und drückte die seinen warm.

„Damals,“ fuhr sie fort, „als Sie mit dem Fürsten Valerian bei uns speisten, sagten Sie: es gibt ein Pfaffenthum der Humanität. So ist's. Vor der Humanitätsfäselei des Jean Jacques Rousseau fürchten sie sich, die sogenannten starken Geister, sie träumen von einem Paradies der Gleichheit, wo schwarz und weiß, vornehm und gering, Genie und Tölpel ein einziger Gleichheitsbrei sein soll; der contrat social ist ihre Bibel.“

Mit glücklicher Miene fiel Sonnenkamp ein:

„Eine Sache ist siegreich, wenn großgefinnte Frauen für sie begeistert sind.“

Bella erwiderte:

„Seien Sie stolz. Nur jetzt nicht nachgiebig; freuen Sie sich, Sie haben nichts mehr zu verleugnen, nun behaupten Sie sich und zeigen, daß Sie der Einzige sind, der sich vor der Schulmeisterei nicht fürchtet. Der Kühne bekennt und bethätigt, was in der Welt sein muß.“

Bella war aufgestanden; ihr Auge funkelte, ihre

Wangen glühten, ein unheimlich fesselnder und bestrickender Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

So muß Medusa dreingeschaut, so muß sie geathmet, so muß sie gezittert haben.

Und mitten in dieser hohen Erregtheit empfand Bella, daß das eine schöne Scene sei; das sind die großen Töne, die ihr zu Gebote stehen, das ist die Majestät, die Leidenschaft. Sie stand plötzlich still, wie in einem lebenden Bilde, da sie dessen inne wurde, und ihr Auge suchte nach einem Spiegel, in dem sie sich selbst sehen konnte.

Sie schüttelte das Haupt und kehrte in die Scene zurück, als träte sie aus einer Coullisse.

„Sie müssen mir erzählen, wie Sie so kühn geworden . . . so frei . . .“

Sonnenkämp, der so starke, erbebt im Innern. Er hatte ein Bekenntniß auf den Lippen, aber er wagte es nicht; er hatte ein dämonisches Lachen, als Bella ihm sagte:

„Nur das Eine thun Sie nicht, sprechen Sie mir nicht von Liebe; nur nicht die fable convenue, das ist nichts für Sie, nichts für mich. Und noch Eins. Sie werden es jetzt auch erfahren, wenn Sie es nicht schon kennen: die größte Tyrannei der Welt ist die Familie. Kümmern Sie sich nicht um die Familie. Ein Held hat keine Familie, und es ist nur eine sentimentale Tradition, daß die Helden mit ihren Kindern spielen. Sie müssen allein an sich denken, dann sind Sie stark. Sie haben nur einen Fehler begangen.“

„Nur einen?“

„Ja, Sie durften keine Familie haben, keine haben wollen. Halten Sie fest, lassen Sie sich nicht zwiespältig machen und zerbröckeln.“

Sonnenkamp sagte, er sei entschlossen, den Kampf fortzuführen; er wolle den tugendhaften Menschen hier zu Lande eine andere Anschauung beibringen; das sei zunächst seine Aufgabe. Er habe einen Plan, der nur noch nicht ganz klar sei, aber er werde klar werden.

Bella sagte, daß sie Niemand im Hause außer ihm sprechen wolle; sie kehre sofort wieder zurück, aber sie verlasse sich darauf, daß er stark bleibe und sich behaupte.

Sonnenkamp öffnete das Sämereienzimmer, geleitete Bella hindurch und öffnete dann die Thür, die zu der besonderen, von Glycinen überrankten Treppe führte. Hier küßte er ihr die Hand zum Abschied. Aber noch auf der Treppe rief Bella ihm nach:

„Und noch Eins! Ihr Erstes muß sein, daß Sie sich selbst von der Sklaverei befreien; Sie müssen diese Lehrersfamilie fortschicken.“

Sie machte eine wegwerfende Bewegung und setzte hinzu:

„Diese Lehrersfamilie soll ihre Spritbrennerei wieder in der kleinen Universitätsstadt etabliren.“

Bella ging davon.

Als Sonnenkamp in das Zimmer zurückkehrte, war es ihm, wie wenn Alles nur ein Traum gewesen, aber noch fühlte er den Duft der feinen Essenzen, den Bella in seinem Zimmer zurückgelassen; noch stand hier der Stuhl, auf dem sie gesessen, und hier auf dem Tische lag das Gutachten Clodwigs.

Er öffnete den eisernen Schrank und legte das Schriftstück in das oberste Fach.

Bella kam indeß nicht ungesehen aus der Villa heim. Im Park traf sie ihren Bruder. Sie bekannte ihm offen, daß sie bei Sonnenkamp gewesen, um ihm Muth zuzusprechen; sie lobte Otto, daß er ausharre und die ganze schwächliche Welt verachte.

Sie ermahnte ihn nun, die Lehrersfamilie bald abzulohnen, zumal da Herr Dournay, „diese Weltseele,“ nicht ohne Absicht auf Manna zu sein scheine.

Prandken bestritt das entschieden. Er sah seiner Schwester staunend nach.

### Dreizehntes Capitel.

Fürst Valerian, der von Sonnenkamp so schroff abgewiesen war, ließ sich bei Erich anmelden. Roland hörte im Nebengemach, wie er eintrat und fragte:

„Wo ist Roland?“

„Er will allein sein,“ entgegnete Erich, und der Fürst erklärte, daß Erich am besten zu ermessen verstehe, was jetzt für Roland zuträglich sei; er seinerseits möchte glauben, daß eine Gemeinschaft mit Menschen, von deren Augen er die Liebe zu ihm absehe, ihm in diesem namenlosen Jammer helfen müsse.

Roland richtete sich im Nebenzimmer auf. Wäre das wirklich besser, als allein in sich denken? Durch seine Seele zog der Gedanke: O, die Welt ist nicht so

schlecht, wie Ihr auf der Fahrt mir einlösen wolltet. Da ist ein Mann, der trägt mein Schicksal in der Seele . . .

Der Fürst berichtete, Herr Weidmann sei empört von der Art, wie Professor Crutius diese Sache in die Deffentlichkeit gebracht; die Andeutung, daß Doctor Fritz an dieser boshaften Publication einen Antheil habe, sei ohne Zweifel eine Täuschung. Doctor Fritz habe, als er sein Kind abgeholt, immer gesagt, er wünsche, daß die Sache verborgen bleibe um der Kinder Sonnenkamps willen.

Und weiter sprach der Fürst im Nebengemach, Herr Weidmann habe überlegt, ob er nicht selbst nach Villa Eden reisen und dort seinen Beistand bringen sollte, aber er habe eingesehen, daß dies unthunlich sei, und daher ihm zugerathen, seinen Vorfaß auszuführen.

„Ach,“ rief er, „seit lange zum ersten Mal hat mir die bevorzugte gesellschaftliche Stellung, die ich einnehme, Freude gemacht, aber Freude ist nicht das rechte Wort. Ich habe mir gedacht, daß ich dadurch hier im Hause etwas mehr als ein Anderer sein kann, und vor Allem Ihrem Zögling Roland, den ich so sehr liebe und dessen Qualen mich keine Minute ruhen lassen. Ach, Herr Hauptmann, auf dem Wege hierher wurde ich ein Kezer. Ich fragte mich, was haben denn die gethan, die in die Welt gesetzt sind, um Liebe und Brüderlichkeit zu predigen und nicht abzulassen? Sie haben es ruhig mit angesehen, wie Tausende und Tausende Sklaven, Tausende und Tausende Leibeigene sind. Und da ging es mir auf: wer befreit die Leib-

eigenen und die Sklaven? Die reine Humanität erlöst sie.“

Der Doctor trat ein.

„Wo ist Roland?“ fragte er nach der ersten Begrüßung.

Auch er erhielt die Antwort, daß Roland allein bleiben wolle, und der Doctor sagte:

„Ich billige das. Er ist wol jetzt sehr aufgeregert? Geben Sie Acht, es werden Tage kommen, wo er in Apathie versinkt; lassen Sie das gewähren. Die edelste Gabe der Natur ist Stumpfsinn, das ist ein Theil Schlafes der Seele; der einfältige Mensch und das Thier haben das beständig, und kommen dadurch nicht zur gesteigerten, alles Dasein in Frage stellenden Aufregung, und auch über den belebten Menschen erbarnt sich die Natur und gibt ihm den Stumpfsinn. Erst wenn dieser zu weichen beginnt, dann machen Sie Roland klar. Wissen Sie, was mich an der Offenbarwerdung dieser Geschichte am meisten ärgert?“

„Wie kann ich das?“

„Es empört mich, daß die satte, selbstgefällige, mit Anstand geschminkte Gesellschaft sich ein Bene anthut. Jedes beschaut sich streichelnd: Ach, ich bin ein prächtiges Wesen im Vergleich mit diesem Ungeheuer. Und doch ist die Gemeinheit des Sklavenhandels nur offenkundiger als die von Tausenden da draußen. Im Jockeyclub randalirt die Jeunesse dorée über das Ungeheuer Sonnenkamp, und was sind sie selbst? Hunderte von Geschäften wandeln am Rande des Verbrechens.“

Roland trat ein, der Fürst und der Doctor umarmten ihn und sprachen kein Wort.

Erich und Roland ließen die Pferde satteln und begleiteten den Fürsten ein Stück Weges.

Als sie dahin ritten, rief plötzlich Roland:

„Dort wandelt — ich irre mich nicht — das ist ja unser Freund Knopf!“

Und dieser war es in der That. Er ging in der Nacht dahin und räthselte schwer darüber, warum er die Welt nicht verstehe; eigentlich wäre sie ihm doch schuldig, sich zu erklären; er hat sie ja so lieb. Warum ist sie so spröde und geheimnißvoll? Was soll aus Roland werden? Und zwischen hinein kam ein leiser, aber ganz kleiner Aerger: daß der Major ihn vollkommen vergessen. Knopf nimmt es ihm gar nicht übel, nicht im geringsten, denn, in solchem Wirrwar hat man den Kopf voll genug, wer kann da an Alles denken? Bescheiden sagte er vor sich hin, daß er ja auch nichts hätte helfen können; er ist ja so ungeschickt, da ist der Herr Dournay und Branden . . . vom Fürsten Valerian wußte er noch nichts. So ging er nun durch die Nacht dahin und fragte sich allerlei und sah dann wieder zu den Sternen auf.

„Herr Knopf! Herr Knopf!“ wurde gerufen von verschiedenen Stimmen. Knopf hielt still. Roland sprang rasch vom Pferde und umarmte ihn.

Knopf hielt die Hand auf die Schulter Rolands gelegt, als könnte er ihm von seiner Kraft verleihen, und preßte die Brille sehr nah an die Augen, da er hörte und sah, wie der Jüngling das schwere Ereigniß mannhafte zu tragen begann. Er drückte Erich still die Hand.

Als man endlich Abschied nahm, bat Roland, daß Knopf auf dem Pony heimreite. Knopf konnte wiederholt versichern, es sei ihm ein wahres Vergnügen, zu Fuß durch die Nacht zu wandern; Roland betheuerte, daß Puck ein frommes Thier sei, folgsam, sanft und verständig.

Knopf widerstrebte noch immer und zuletzt brachte er in weinerlichem Tone hervor, daß er keine Stege an den Beinleidern habe. Alles lachte und mitten in seinem Jammer lachte auch Roland. Knopf war überaus glücklich, daß Roland lachen konnte, und jetzt willfahrte er. Roland half ihm aufs Pferd, er streichelte noch den Arm des vormaligen Lehrers und streichelte das Pferdchen; Knopf ritt mit dem Fürsten Valerian davon.

Auch Erich stieg nicht mehr auf, er führte das Pferd am Zügel und ging mit Roland Hand in Hand nach der Villa.

Als die Beiden an der Villa ankamen, sagte Roland tief aufseufzend:

„Ach, Erich, jetzt ist das Haus noch ganz anders ausgeraubt wie damals, als wir von Wolfsgarten zurückkehrten.“

### Vierzehntes Capitel.

Am großen Tische der Dienstboten Sonnenkamps war der Stuhl Bertrams unbesezt. Man erzählte, daß der Castellan die Schrift an der Mauer abkratzen müsse,

er habe aber dem Herrn bereits gekündigt. Der Küchen-Chef, der, wenn er zornig wurde, ziemlich geläufig deutsch sprach, wettete gegen die Frechheit, daß Dienstboten, die sich doch um nichts weiter zu bekümmern hätten, als daß sie ihren ordentlichen Lohn bekommen, ihren Herrn verlassen. Der zweite Kutscher, der nun Hoffnung hatte, in die Stelle Bertrams aufzurücken, stimmte dem bei.

Das Eichhörnchen sprach die Besorgniß aus, daß Feuer angelegt würde, denn die ganze Gegend sei in Aufruhr und dazu sei jetzt die wilde Zeit, in der die Leute sich am neuen Wein gütlich thun. Luß war nicht da, Niemand wußte, wohin ihn der Herr geschickt. Die alte Ursel bejammerte die unschuldigen Kinder, dabei aß sie aber mit großem Appetit und mit vollem Munde brachte sie immer das Kläglichste hervor.

Der stotternde Gärtner machte den Vorschlag, man solle bleiben, aber gemeinsam größeren Lohn verlangen. Mit Ausnahme Josephs wurde das beschlossen; man wußte nur noch nicht, wie man es vorbringen wollte.

Alles Lobes voll waren indeß die Unterirdischen über Branden. Das ist ein Edelmann, wie es keinen zweiten gibt.

Hier unter der Erde war auch bekannt, daß Sonnenkamp dem Cabinetsrath die Villa geschenkt. Nun hatte der Gärtner des Cabinetsraths erzählt, daß das Landhaus just Sonnenkamp zum Poffen an den amerikanischen Consul verkauft worden sei und die Familie des Cabinetsraths keine Gemeinschaft mehr mit Villa Eden haben wolle.

Ganz ähnlich wurde die Lage Sonnenkamps im Militär-Casino wie in den Bierhäusern der Residenz verhandelt. Hier war vorerst Adams, der Mohr des Fürsten, Mittelpunkt des Gesprächs. Es wurde erzählt, wie fünf Mann kaum vermocht hätten, den Rasenden zu händigen; er habe Sonnenkamp erdroffeln wollen, und man habe ihn nur mit Mühe aus der Residenz entfernt und nach einem Jagdschloß gebracht. Man fragte, was Sonnenkamp nun thun werde; man begriff nicht, daß Pranden noch bei ihm blieb und die Familie desselben das zugab. Im Militär-Casino fehlte auch die Küchen-Ursel nicht, sie erschien hier nur als ein hoher pensionirter Beamter, der ebenfalls stark aß und während des Essens mit größtem Mitleid über die armen Kinder des Millionärs sprach.

Eine seltsame Wendung aber nahm die Unterhaltung im Hause des Doctor Richard, wo man heute zu Ehren der Frau Weidmann, die zu Besuch gekommen war, einen großen Rasse gab; er war schon seit mehreren Tagen angeordnet, auch die Professorin, Claudine, Frau Ceres und Manna waren eingeladen, sie kamen nun natürlich nicht. Es wurde viel hin und her erörtert, wie man sich gegen das Haus Sonnenkamp zu benehmen habe, wenn Sonnenkamp so trotzig sein sollte, im Lande zu bleiben.

Lina, die vom Ausfluge mit ihrem Bräutigam zurückgekehrt war, sagte, sie werde wie früher im Hause Sonnenkamps sein und die Freundin Manna's bleiben.

Die ganze Stimmung schlug in Wohlwollen um, als Frau Weidmann Lina vollkommen Recht gab; sie

erzählte von dem prächtigen Wesen Rolands, der bei ihnen zum Besuch gewesen, und von der gebienerischen Kraft Erichs, den ihr Mann sehr hoch halte.

So schien Alles im Hause sowohl, wie in der Umgegend, in eine mäßige, milde Stimmung überzugehen.

Nur im grünen Hause zeigten sich am Sonntag Morgen die bitteren gehässigen Folgen des Ereignisses.

In der Stunde vor der Messe kamen die bedürftigen Umwohnenden, um ihre regelmäßige Wochengabe zu empfangen, heute kam nur eine einzige Frau in verwehrtem Aufzuge; es war die Frau eines Trunkenbolds, sie trug ein Kind auf dem Arme und eines hielt sie an der Schürze.

Die Professorin hatte sich nur schwer dazu verstanden, dieser Frau Hülfe zu leisten, aber sie wollte die Verlassene und ihre Kinder nicht darben lassen.

Die Beschenkte betheuerte heute, daß sie nichts vom Gelde des Menschenhändlers nehmen würde, wenn sie es anders zu machen wüßte.

Und von diesem Gelde soll mein Sohn reich werden? sprach die Professorin klagend in sich hinein. Sie saß lange still, da kam Erich und berichtete:

„Ach, Mutter, er war in der Kirche mit Bränden!“

„Und nun?“

„Als er aus der Kirche kam, stand alles Volk in langen Reihen und schaute ihn an. Er ging auf einen armen Mann zu und reichte ihm ein Geldstück; der Arme streckte die Hand aus, schlug das Geld weg und rief: Ich will nichts von Dir! Und Alle schrien: Wir wollen nichts mehr von Dir! Mach' Dich hinaus

aus dem Land! Sonnenkamp war davon gegangen, das Geldstück liegt noch vor der Kirche und Niemand will es aufheben.“

„Warst Du denn auch in der Kirche?“

„Nein, Manna und Roland haben es mir erzählt; drunten im Garten sitzen sie und weinen. Ich bin zu Dir geeilt, Du allein kannst uns helfen. Tröste sie, richte sie auf.“

„Ich kann nicht mehr,“ sagte die Mutter, „ich bin zu schwach und fürchte, ich werde krank.“

Erich rief die Tante, daß sie bei der Mutter bleibe, und kehrte zu Roland und Manna zurück.

Schon am Nachmittag mußte der Doctor gerufen werden. Die Professorin war krank.

Die Verwirrung und Erschütterung hatten die Einen in Jugendkraft, die Anderen in Trost oder in Gleichgültigkeit zu überwinden begonnen; die Professorin allein fühlte ständig einen Seelenschmerz, Tag und Nacht.

Erich war es schon vor Tagen aufgefallen, aber er erklärte es durch die Erschütterung, daß seine Mutter, als er Hand in Hand mit Manna vor sie trat, das wol innig und gut, aber so stumpf und gedrückt aufgenommen.

Die Mutter war gewohnt, keines Andern Hilfe zu beanspruchen, sie hatte immer die Kraft, Anderen zu leisten, und in diesem Leisten für Andere fand sie selbst sich immer wieder gestärkt. Seit dem Tage, als Fräulein Milch ihr die Eröffnung gemacht, war das anders; nur wie mechanisch vollführte sie ihre ehemals so frei belebte Thätigkeit.

Von jenem Tage an hatte sie sich vorgesetzt, jeden Lurus, den der prunksüchtige Mann auch gern auf sie ausdehnte, abzulehnen; von jenem Tage an war ihr die Wohnlichkeit genommen, sie sah sich in der Fremde. Stündlich war sie gerüstet, und Alles, was sie befaß und so ruhig um sich her aufgestellt, erschien ihr bereit, eingepackt zu werden und sich mit ihr an einen anderen Ort versetzen zu lassen.

Nie in ihrem Leben hatte sie sich mit Reue gequält, sie hatte nichts gethan, das sie wie einen Vorwurf, wie ein zu Tilgendes abwenden und auslöschen mußte; jetzt konnte sie eine beständige Reue nicht los werden.

Warum hat sie sich so unüberlegt an eine räthselhafte, in sich zerfallene Familie angeschlossen?

Freude und Schmerz trafen sie wie ein in Fieberphantasien Versunkenes.

Mitten in dieser Wirrnis, wo ihr alles vergangene Leben wie ein Traum erschienen, war plötzlich die Nachricht der verwittweten Fürstin gekommen, die ihr ein Ayl anbot und jetzt in ihrer Verlassenheit sich ihrer erinnerte. Sie empfand die Güte, die darin lag, und doch schmerzte sie es fast: sie hatte sich in das abhängige Leben hier gefunden, sie hatte den Widerspruch beschwichtigt, daß sie Gutes thun sollte von dem, was aus dem Bösen stammte; nun kam auf einmal das vergangene Leben wieder herauf, und statt der Empfindung, daß sie sich freuen sollte, wie dort am Hofe die Menschen besser waren, als sie sich vordem gezeigt hatten, und wie doch noch so viel Reinheit sich finde, verwandelte sich Alles in ihr zu Schmerz und Bitterkeit. Sie hatte

das Anerbieten der verwittweten Fürstin abgelehnt und doch kam es ihr jetzt oft vor, als ob das Rettung gewesen wäre. Am meisten quälte sie, daß sie deutlich sah, wie sich Alles in ihr verkehrte und sie das doch nicht ändern konnte.

Daß Erich und Manna einander so innig liebten, hörte und sah sie mit einer fast erzwungenen Theilnahme.

So lebte sie wie sich selbst entfremdet; sie hoffte, Alles in sich selbst überwinden zu können. Jetzt, da die Hülfbedürftigen die Gaben aus ihrer Hand ablehnten, jetzt brach hervor, was sie so lange in sich verschlossen hatte: eine namenlose Trauer. Es erschien ihr unfaßlich, daß ihr Kind in diese Familie eingewachsen sein sollte.

Der Doctor hatte die Mutter fieberisch aufgeregt gefunden; er gab ihr beruhigende Mittel. Die Mutter klagte, daß sie nie gewußt, wie zerfallen die Menschen in sich selbst und mit Anderen sein könnten; lächelnd erwiderte ihr der Doctor, daß nicht alle Menschen einen so feinen inneren Haushalt besitzen wie sie, und auf Sonnenkamp hinweisend, sagte er, daß es ein Klima des Geistes gebe, das uns ganz fremde Organisationen erzeuge, die aber nicht minder ihre Naturbedingung hätten, wie unsere alltäglich gewohnten.

Erich, Manna und Roland umgaben die Professorin mit beständiger Sorgfalt, und in diesem Sorgen für ein Anderes lag eine große Befreiung.

Fräulein Milch duldete es nicht, daß Manna sich ganz der Professorin widmete, sie war die beste Pflegerin.

Der Major ging wie verwaist umher. Von allen

Menschen vielleicht, die Kinder nicht ausgenommen, war er am schwersten betroffen von der Kunde über das vergangene Leben Sonnenkamps.

„Die Welt hat Recht, heißt das, Fräulein Milch hat Recht,“ sagte er immer, „sie hat mir beständig gesagt, ich sei kein Menschenkenner.“

Er fand indeß eine gute Zuflucht, er ging auf einige Tage zu Weidmann nach Mattenheim.

### Fünfzehntes Capitel.

Eine Woche war vorüber; die Professorin hatte sich wieder erholt, sie war nur noch matt und ruhebedürftig.

Es war am Sonntag Abend, da strömte ein Menschengewühl auf der weißen Straße, stromab, stromauf und zwischen den Weinbergen hin und her; Alles schien nur Ein Ziel zu haben.

In seinen Mantel gehüllt saß Sonnenkamp auf dem flachen Dache seines Hauses und schaute ringsum in die Landschaft. Soll er sich von hier vertreiben lassen?

Nein, Troß bieten der Welt; vor dem Muthе beugt sie sich . . .

Es wurde Nacht; da tönte ein Geheul, ein Gejohle, ein Pfeifen, Rasseln und Klirren, wie wenn die Hölle losgelassen wäre. Sonnenkamp richtete sich auf. Bei Fackelschein sah er wunderliche Gestalten mit schwarzen Gesichtern. Was ist das? Ist das Einbildung? Kamem

sie heran, die Geschöpfe mit Menschengestalt, aus der fernen Welt?

„Hinaus aus dem Land muß er!“ rief es von unten.

„Zu seinen Schwarzen soll er!“

„Wir wollen ihn holen und schwarz anstreichen!“

„Und auf seinen Gaul binden, durchs Land führen und rufen: Das ist er!“

Wieder Pfeifen, Johlen, Schmettern, Rasseln und schrilles mißtönendes Aneinanderschlagen von Töpfen und Kesseln . . . es war ein Höllenlärm.

Vor der Erinnerung Sonnenkamps stieg das Bild auf, wie ein Mann, angeschuldigt, die Sklaven lesen gelehrt zu haben, nackt, getheert, mit Federn beklebt, durch die Straßen getragen und mit faulen Aepfeln und Rohlstrunken beworfen wurde.

Jetzt knallte ein Schuß; die Stimme Brandens tönte:

„Auf meine Verantwortung, schießt die Hunde nieder!“

Es knallte noch ein Schuß, dann rollte und raste es, das Thor krachte und herein drang eine wilde Rotte, Alle mit schwarzen Gesichtern, und Geschrei wurde laut:

„Wo ist er?“

„Gebt ihn heraus, oder wir zerschlagen Alles!“

Sonnenkamp eilte vom Dache herab durch das Haus; er stand auf dem offenen Balcon; da hörte er die Stimme Erichs, der mit gewaltigem Ruf die Menge ermahnte.

„Seid Ihr Menschen? Seid ihr Deutsche? Wer hat Euch zu Nichtern gemacht? Sprecht! Ich will Euch antworten. Ihr bringt Euch selbst ins Elend. Ihr habt Eure Gesichter geschwärzt, aber Ihr werdet doch

erkannt. Morgen kommt der eingesetzte Richter, wir sind in geordnetem Staate und Ihr verfallt alle der Strafe."

"Dem Hauptmann geschieht nichts!" rief eine Stimme aus der Menge.

Erich fuhr fort:

"Ist Einer unter Euch, der sagen kann, was Ihr wollt, der trete vor."

Ein Mann mit geschwärmtem Antlitz, den Erich nicht sofort erkannte, trat vor und sagte:

"Herr Hauptmann, ich bin's, der Krischer; lassen Sie mich reden. Der junge Wein ist mit unter den Leuten da drunten. Ich bin kazenmüchtern," setzte er mit lallender Zunge hinzu.

"Was wollen denn die Menschen?"

"Sie wollen, daß Herr Sonnenkamp, oder wie er heißt, unsere Gegend verlasse und wieder dahin gehe, von wo er gekommen ist."

"Hinaus soll er!"

"Und meine Wiese soll er mir wiedergeben!"

"Und mir meinen Weinberg!"

"Und mir mein Haus!"

So rief es da und dort aus dem Hausen.

Der Krischer stellte sich schnell zu Erich auf die Freitreppe und rief den Versammelten zu:

"Wenn ihr so wahn sinnige Sachen ruft und so dumm durch einander, so bin ich der Erste, der einen Eindringenden erwürgt."

"Fort soll er!"

"Hinaus! Hinaus!" riefen Alle.

Eben als dies gerufen wurde, trat Sonnenkamp

auf die Freitreppe. Geheul, Geschrei, Beckenschlagen ging von Neuem los; Steine flogen durch die großen Scheiben, daß sie klirrten.

Der Krischer eilte die Treppe hinan, stellte sich vor Sonnenkamp und sagte:

„Seien Sie ruhig, ich decke Sie.“

Dann schrie er mit heiferer Stimme:

„Wenn noch ein Wort gerufen wird, wenn nicht ein Jeder seinen Nachbar hält, daß er keinen Arm rühren kann, dann bin ich der Erste, der unter Euch schießt, treffe es dann Schuldige oder Unschuldige.“

„Ihr Männer, was habe ich Euch denn gethan?“ rief Sonnenkamp.

„Menschenfresser!“

„Menschenverkäufer!“

„Menschenhändler!“ schrie es aus der Versammlung.

„Hinaus sollst Du!“

„Hinaus! Hinaus!“

„Herr Sonnenkamp und Herr Hauptmann,“ sagte der Krischer hastig zu den Beiden, „ich habe mich der wilden Rotte nur angeschlossen, weil sie nicht mehr zurückzuhalten war; aber ich krieg' sie am Halster, überlassen Sie nur Alles mir und wir machen eine Fastnachtsposse aus der ganzen Geschichte. Reden Sie zuerst, Herr Hauptmann, ich bitte, Herr Sonnenkamp, reden Sie nicht.“

„Ihr Männer,“ begann Erich, „hat nicht Jedem von Euch etwas gethan, das . . .“

„Wir haben keinen Menschen verkauft! . . . Menschenfresser!“ rief es von unten.

Erich kam nicht weiter zu Wort. In diesem Augenblick erschien Manna; sie hielt einen Armleuchter mit zwei brennenden Lichtern in der Hand. Ein Ausruf des Erstaunens ging durch die Rotte, Alles war eine Secunde still, denn Aller Blicke waren auf das Mädchen gerichtet, das da stand, blassen Antlitzes, funkelnden Auges.

Roland stellt sich neben Erich und mit einer Stimme, die weithin tönte, rief er:

„Kommt her, wir sind wehrlos!“

„Den Kindern soll nichts geschehen!“

„Aber der Menschenverkäufer muß fort!“

„Ja, fort muß er!“

„Hinaus!“

Und wieder schien der Tumult zu wachsen; die Gruppe drunten wogte hin und her und Einer schien den Andern anzustoßen, vorwärts zu gehen; selbst die auf der Freitreppe standen, wichen zurück.

Die Professorin erschien unter der Thüre über der Freitreppe. Die Lärmenden im Hof verstummten und schauten staunend auf, die auf der Freitreppe Versammelten wendeten sich um und sahen die Professorin. Sie schritt ruhig vor bis an das Geländer. Kein Laut wurde vernehmbar. Und sie sprach; ihre Stimme wurde weithin gehört:

„Verderbt Euch nicht selbst; haltet ein, damit Ihr nicht morgen weinet über heute.“

Ihre Stimme wurde mächtiger und sie rief:

„Besiegt Euch selbst!“

Sie legte die Hand auf die Schulter Sonnenkamps und mit gewaltiger Stimme rief sie:

„Dieser Mann hier, der Euch Gutes gethan, wird ein so Großes thun, daß Ihr Alle versöhnt seid; ich verspreche es Euch. Glaubt Ihr mir?“

„Ja, der Professorin glauben wir!“

„Die Professorin soll leben . . . hoch! hoch!“

„Kommt fort, heim . . . es ist genug!“

Ein Mann, der eine Trommel bei sich hatte, fing an, einen Marsch zu trommeln, und eben als die wilde Rotte zum Fortgehen sich anschickte, kam etwas daher gerasselt; Helme blinkten, es war die Feuerwehr, und plötzlich zischte ein Wasserstrahl über Alle herab. Auch von der andern Seite kam ein Regen, denn Joseph war zum Obergärtner geeilt und die Verieselung des Gartens wurde nun auch benutzt. Hoch spritzten von beiden Seiten die Ströme, und grölend, lachend und fluchend zogen Alle davon.

„Mutter, Du da? Du von Deinem Krankenlager?“ sagte Erich.

„Ich bin nicht mehr krank.“

„Sie federn ihn! Sie federn ihn!“ rief Frau Ceres plötzlich aus dem Fenster.

Manna eilte zu ihr und beruhigte sie.

Auf der Freitreppe that Sonnenkamp seinen Mantel ab und legte ihn über die Professorin; man führte die alte Frau nach dem großen Saal; dort setzte sie sich nieder, ihre Augen glänzten wunderschön und Alle bemühten sich in Sorgfalt um sie.

Noland kniete vor ihr nieder, faßte ihre Hände und weinte schwere Thränen darauf.

„Jetzt nur Ruhe,“ sagte die Professorin, „ich bitte

Euch. Ich bin ruhig, regt mich nicht weiter auf . . . Herr Sonnenkamp, geben Sie mir Ihre Hand. Sie müssen etwas thun, um die empörten Gemüther zu beschwichtigen. Ich weiß noch nicht, was.“

„Ich werde etwas thun. Ich werde ein Gericht aufrichten, wie hier zu Lande noch keines war. Sie selber, verehrte Frau, sollen mitwirken.“

Erst spät gingen die in der Villa Versammelten auseinander. Sonnenkamp that es nicht anders, die Professorin mußte auf der Villa sich zur Ruhe begeben, und Erich saß am Bett seiner Mutter, bis sie einschlief.

Draußen am Rhein standen viele Menschen und wuschen sich die schwarzen Gesichter wieder ab, und der Rausch vom jungen Wein versflog. Eine schwarze Welle zog in der Nacht an der Villa vorüber, den Strom hinab ins Meer . . .

Wenn nur auch die schwarze That so abzuwischen wäre!

